# Marmontels
# Leben
und
# Denkwürdigkeiten
in dem Zeitraume von 1723—1799
von ihm selbst geschrieben,
und
nach seinem Tode herausgegeben.

Aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil.

Leipzig, 1805.
bey Johann Conrad Hinrichs.

92

# Inhalt

## des dritten Theils.

### Achtes Buch.

Aufschlüsse von Diderot über Rousseau's Verfahren gegen Frau von Houdetot und Herrn Saint-Lambert. Unwille des Verf. darüber, und sein Urtheil über diesen berühmten Mann. Rousseau's Verbindungen mit Hume. Dessen Verbindung mit dem Baron von Holbach, und des letztern Urtheil über ihn. Noch einige Bemerkungen über J. J. Rousseau's Charakter. Lob des Herrn Odde. Reise des Verf. nach Saumür. Sein Besuch bei dem ehemaligen Minister d'Argenson zu Ormes. Dessen Trübsinn und Gram über seine Verabschiedung. Der Verfasser begleitet Herrn von Vaudesir nach Sainte-James. Sottise seltner Art eines Mitgliedes der Akademie zu Angers. Anekdote. Kleine Zänkereien des Verfassers mit Mad. Geoffrin. Seine Krankheit; der Plan zu Belisar zieht ihn vom Gefühl seiner Schmerzen ab; der Arzt Gatti stellt ihn her. Erste Vorlesung des Belisar vor Diderot und dem Erbprinzen von Braunschweig. Aufenthalt dieses Prinzen zu Paris. Glücklicher Einfall des Verfassers. Er sieht die Stürme voraus, die Belisar ihm zuziehen wird. Maaßregeln, die er dagegen nimmt. Stelle aus einem Briefe des Königs von Preußen. Der Verfasser hält um die Erlaubniß an, sein Werk dem Könige zueignen zu dür-

fen. Der Doktor der Sorbonne Chevrier wird zum Censor des Belisars ernannt; dieser verweigert seine Genehmigung. Ein andrer Censor giebt die seinige. Belisar macht Glück. Beschwerden der Sorbonne. Der Erzbischof von Paris wird dem Verfasser zum Vermittler vorgeschlagen. Besuch des Verfassers bei dem Erzbischof von Beaumont, und bei Herrn Riballier. Zusammenkunft der Doktoren der Sorbonne mit dem Verfasser zu Conflans; Debatten; Erbietung des Verfassers; Resultat der Verhandlungen. Witzpfeile seiner Freunde, Türgot und Voltaire gegen die Sorbonne. Belisar behauptet seinen Beifall. Der Verfasser begleitet Frau von Filleul und Frau von Séran nach Aachen. Ankunft des Herrn von Marigny mit seiner Frau. Portrait derselben. Verfahren ihres Mannes gegen sie. Vergnügungen zu Aachen. Ankunft zweier französischer Bischöfe; des Verfassers Unterhaltungen und Spaziergänge mit ihnen. Seine Debatten mit ihnen. Abhandlung des Verfassers bei Gelegenheit einer von der russischen Kaiserin aufgestellten Preisfrage. Herr von Saldern, russischer Minister. Frau von Seran; ihre Herkunft; Haß ihrer Eltern gegen sie; ihre Verheirathung im funfzehnten Jahre; ihre Vorstellung bei Hofe; geheimer Plan ihrer Freunde, die Aufmerksamkeit des Königs auf sie zu ziehen; ihre Tete a Tete mit Ludwig XV; ihre Entschließung; ihr Briefwechsel mit dem Könige. Der Verfasser trifft den Erbprinzen von Braunschweig zu Aachen. Gütiger Empfang bei ihm und der Prinzessin. Ihre Unterredung mit dem Verfasser. Bekanntschaft mit einer jungen Baderin. Reise nach Spaa mit Herrn von Séran und Herrn und Frau von Marigny. Anfälle des Letztern von Verdruß und Eifersucht. Unvorsichtigkeit der Mad. Filleul und ihre Folgen. Rückreise nach Paris. Lüttich. Bassompierre, reicher Buchhändler und Nachdrucker der Werke des Verfassers. Gemälde-Cabinet eines wunderlichen Kunstliebhabers. Valenciennes. Tod der Mad. Filleul. Ihr Charakter.

Ihre Standhaftigkeit. Heirath einer jungen Person, die der Verfasser liebt. Sein Kummer darüber. S. 1.

## Neuntes Buch.

Der Verfasser begleitet Herrn und Frau von Marigny nach Menars. Seine Vermittler-Rolle. Herr von Marigny bietet ihm ein angenehmes Landhaus an; der Verfasser schlägt es aus. Aufenthalt zu Maisons. Spatziergänge mit dem Grafen von Creutz. Veranlassung zur Bekanntschaft des Verfassers mit Getry. Les mariages Samnites. Le Huron. Lucile. Sylvain. L'ami de la maison. Zemire und Azor. Clairval. Caillot. Mad. la Rüette. Kleine Erkaltung der Mad. Geoffrin gegen den Verfasser. Er giebt seine Wohnung bei ihr auf. Frau von Séran und der Herzog von Choiseul. Sie bietet dem Verfasser eine Wohnung in ihrem Hause an, tritt ihn aber der Dem. Clairon ab. Cury wird als Verfasser der Parodie des Cinna bekannt. Des Verfassers Besuch bei dem Dûc d'Aumont. Gustav III zu Paris. Seine Gütigkeiten gegen den Verfasser. Der Prinz verlangt eine Abschrift der Incas. Krankheit des Verfassers. Bouvard stellt ihn her. Der Verfasser wird zum Historiographen von Frankreich nach Dûclos Tode ernannt. Seine Verbindung mit dem Dûc d'Aiguillon; dessen Proceß. Der Verfasser arbeitet Linguets Memoire um. Haß desselben gegen den Verfasser. Zemire und Azor wird zu Fontainebleau 1771 aufgeführt. Sorgfalt des Verfassers für das Costum. Sein Streit mit dem Decoristen und dem Theaterschneider. Zemire und Azor erhält großen Beifall; der Freund vom Hause weniger; die Ursachen davon. Epistel an den König über den Brand des Hotel-Dieu. Ode auf Voltaire; die Veranlassung dazu; ihre Recitirung von Dem. Clarion. Reise des Herrn Odde nach Paris. Plan des Verfassers sich nach Bort zurückzuziehn. Sein Verhältniß zu Frau von Séran, zu Mad. de L** P**; ihr Lob. Be-

schäftigungen des Verfassers als Historiograph; Unterstützungen bei ihnen von Maillebois, Castries, Broglio, Richelieu. Er söhnt den Herzog von Richelieu mit der französischen Akademie aus; macht Auszüge aus den Memoiren von Saint-Simon; wird Mitarbeiter an den Supplementbänden der Encyklopädie. Unglückliches Ende des Herrn Bouret. Krönung Ludwig XVI; Druck eines Briefes, in welchem der Verfasser sie beschreibt. Portrait der Marschallin von Beauveau. Wohlwollende Aeußerungen der Königin gegen den Verfasser. Ursprung des Streits zwischen der franz. und italienischen Opernmusik. Des Verfassers Antheil an ihm und die Gründe, die ihn bestimmten. Seine Umarbeitung der Oper Roland von Quinault. Seine Noth mit Piccini, der kein französisch Wort versteht. Schnelles Glück des Letztern. Die Herrn Morellet; des Verfassers vertrauter Umgang mit ihnen. Erwartung ihrer Schwester und ihrer Nichte. S. 75.

## Zehntes Buch.

Projekte des Verfassers für sein Alter, so lange seine Schwester lebte; seine Besorgnisse, seit er sie verlor. Frau von Montigny und ihre Tochter, Schwester und Nichte der Herrn Morellet. Der Abbe Maury prophezeiht ihm seine nahe Verheirathung. Charakter der Frau von Montigny. Spatziergang in den Gärten zu Sceaux. Die Gefühle, die den Verfasser dort beseelten; Forschungen bei der Mutter und der Tochter; ihre Einwilligung und bald darauf erfolgte Hochzeit des Verfassers. Seine gemeinschaftliche Haushaltung mit den Schwiegereltern. Herr von Saint-Lambert; Gräfin von Houdetot. Der Verfasser macht Bekanntschaft mit Mad. Necker. Ihr Portrait. Der Zirkel bei ihr. Herr Necker. Die Gesandten von Neapel und von Schweden. Erstes Kind des Verfassers; es kommt todt zur Welt. Besorgnisse für das zweite. Der Verfasser zieht auf

das Land nach Saint=Brice. Der Bruder des Abbe Maury. Der Buchhändler Latour. Erste Vaterfreuden. Des Verfassers Spatziergänge mit seiner Frau nach dem Wald von Montmorenci. Streit zwischen beiden über J. J. Rousseau. Würdigung des Charakters und der Talente desselben. Voltaire's unbegrenzte Ehrsucht. Des Verfassers beschränkte Ruhmliebe. Seine Einmischung in den Streit zwischen Gluck und Piccini. Sein Gedicht Polymnie. Neckers Abdankung. Des Verfassers Besuch bei ihm zu Saint=Ouen. Abneigung seiner Frau gegen Herr Necker. Frau von Vermenoux. Beifall des Atys. Mad. de la Briche. Verhältniß des Verfassers zu Herrn Türgot. Abreise der Gesandten von Schweden und Neapel. D'Alemberts Tod. Gefährliche Krankheit des Verfassers; Bouvard rettet ihn. Herr von Düras verlangt von ihm eine Oper. Zwei Iphigenien auf Tauris. Der Verfasser bewirkt Piccini eine Pension. Entwurf der Oper Dido. Musik=Proben von Piccini und Mad. Saint=Huberti auf dem Landhause des Verfassers. Er wird zum Secretair der Akademie vorgeschlagen. Dido's Beifall zu Fontainebleau. Seite 127

## Eilftes Buch.

Der Verfasser wird zum beständigen Secretär der Akademie ernannt. Concerte bei Herrn Laborde. Des Verfassers Land=Vergnügungen. Seine Gäste: Raynal, Silesia, Barthelemi, Brequigny, Carbüry, Boismont, Maury, Godard, de Seze. Tod seines dritten Kindes. Seine Oper Penelope; die Ursachen, warum sie durchfiel. Le dormeur eveillé. Des Verfassers angenehme Verhältnisse in der Akademie. Der Abbe Maury bewirbt sich um einen Platz in ihr. Er wird beim Verfasser angeschwärzt. Dieser stellt bei sich eine Zusammenkunft des Angeklagten und des Anklägers Laharpe, in Gegenwart von Thomas und Gaillard als Schieds=

richter an. Ihr Ausspruch. Ernennung des Abbe Maury zum Mitglied der Akademie. Dessen Charakter und genaue Freundschaft mit dem Verfasser. Tod des Akademikers Thomas (1780). Sein Charakter und seine Talente. Er hatte den Verfasser zu seinem Aristarch gewählt. Die Bestrebungen des Letztern, ihm die Petreide auszureden. Aufnahme des Abbe Morellet in die Akademie; Charakter seines Geistes und seiner Schriften. Der Verfasser beschäftigt sich mit der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke. Veranlassungen zu seinen Versuchen in Versen. Lobrede des Akademikers Colardeau. Gedicht auf die heldenmüthige Selbstopferung des Prinzen Leopold von Braunschweig. Der Graf von Artois und der regierende Herzog von Braunschweig geben dem Verfasser Beweise der Erkenntlichkeit. Er fängt seine eigne Haushaltung an. Verbesserung seiner Glücksumstände. Herr und Mad. de Seze. Laborie. Erhöhung des Jetons-Werthes und des Secretariats-Gehaltes durch Herrn von Calonne. Des Verfassers Verbindung mit dem Siegelbewahrer Lamoignon. Dessen Vertrauen zu dem Verfasser; dieser entwirft für ihn einen Plan zu einer allgemeinen Erziehungs-Anstalt. Seine Verbindungen mit den Obern des College de Sainte-Barbe. Lob dieser Erziehungs-Anstalt. . . . . Seite 72.

# Marmontels

## Leben und Denkwürdigkeiten.

---

### Dritter Theil.

# Achtes Buch.

„Wüßten Sie nicht," hub Diderot seine Erzählung an, als er sich mit mir allein und fern genug von der Gesellschaft sah, um nicht gehört zu werden, „wüßten Sie nicht bereits einen Theil von dem, was ich Ihnen zu sagen habe, ich würde gegen Sie, wie gegen das Publikum, über die Veranlassung und die Motive zu den Lästerungen eines Mannes schweigen, den ich liebte und den ich noch jetzt bedaure; denn ich halte ihn für sehr unglücklich. Es schmerzt, sich verleumdet, mit schwarzer Bosheit und in dem geheuchelten Ton der verrathenen Freundschaft verleumdet zu wissen, ohne sich vertheidigen zu können; aber so ist einmal meine Lage. Sie werden sehen, daß mein Ruf in dieser Sache nicht allein im Spiel ist. Wenn aber die eigene Ehre sich nur auf Kosten einer fremden vertheidigen läßt, so ist Schweigen Pflicht, und ich schweige. Rousseau mißhandelt mich, ohne sich zu erlären; ich aber, um ihm zu antworten, müßte mich erklären, müßte ausbreiten, was er

mit Schweigen übergeht; und er sah wohl voraus, daß ich dieß keinesweges thun würde. Er war vollkommen sicher, daß ich ihn seines Frevels an mir eher in Ruhe würde genießen lassen, als das Publikum in ein Geheimniß ziehen, welches nicht das meinige ist; und Rousseau's Angriff ist um so unedler, da er einen Waffenlosen anfällt."

„Sie wissen um die unglückliche Leidenschaft, die Rousseau für Mad. *** [1]) faßte. Eines Tages war er so verwegen, sie ihr auf eine Art zu erklären, die sie beleidigen mußte. Kurz darauf besuchte mich Rousseau zu Paris. „Ich bin ein Wahnsinniger," rief er, „ein verlorner Mensch. Hören Sie, was vorgefallen ist;" und nun erzählte er mir sein Abenteuer. „Und was ist denn nun," fragte ich, „das große Unglück bei der Sache?" — „Wie? Sie fragen noch, Sie sehen nicht ein, daß sie an *** [2]) schreiben wird, ich hätte sie verführen, sie ihm entreissen wollen? und können Sie zweifeln, daß er mich dann der Unverschämtheit, der Treulosigkeit beschuldigt? Ich habe ihn mir auf Zeitlebens zum Todfeinde gemacht." — „Keinesweges," versetzte ich kaltblütig; *** denkt billig; er kennt Sie, er weiß recht gut, daß Sie weder ein Cyrus, noch ein Scipio sind. Was ist es denn auch am Ende, als ein Augenblick des Wahnsinns, der Verblendung? Sie selbst müssen unverzüglich ihm schreiben, ihm Alles gestehn, die ganze Schuld auf einen Taumel schieben, der ihm

1) Mad. Houdetot. d. Ueb.
2) St. Lambert. d. Ueb.

an Ihnen nicht fremd ist, und ihn bitten, ein Moment der Geistesverirrung zu verzeihn. Ich bürge Ihnen, er wird daran nicht weiter denken, sondern Sie nur um so mehr lieben."

Entzückt umarmte mich Rousseau. „Sie geben mir das Leben wieder," rief er, „Ihr Rath söhnt mich mit mir selbst aus. Noch diesen Abend will ich an ihn schreiben." Seitdem sah ich ihn ruhiger, und ich hegte keinen Zweifel, daß er seinen Vorsatz ausgeführt hätte.

„Einige Zeit darauf kam *** nach Paris und besuchte mich; ohne sich zu erklären, schien er so heftig gegen Rousseau aufgebracht, daß meine erste Idee war, Rousseau habe ihm nicht geschrieben. „Haben Sie keinen Brief von ihm erhalten?" fragte ich ihn. „Ja," sagte er, „einen Brief, der die strengste Ahndung verdiente."

„Aber sagen Sie mir," nahm ich das Wort, „wie kann einen Mann, wie Sie, eine flüchtige Verblendung so tief erbittern, die er Ihnen selbst gesteht, um deren Verzeihung er Sie anfleht? Hat dieser Brief Sie beleidigt, so müssen Sie mir die Schuld beimessen; denn auf meinen Rath hat er ihn geschrieben?" — „Und wissen Sie, was dieser Brief enthält?" — „Freilich: ein Geständniß, Entschuldigungen, Bitten um Vergeben und Vergessen." — „Nichts weniger als das. Er ist ein Gewebe von Trug und Unverschämtheit, ein Meisterstück der Arglist, um auf Mad. * * * ein Vergehn zu wälzen, von welchem er sich rein waschen will." — „Ich erstaune; das war kei

nesweges, was er mir versprochen hatte." Um ihn zu besänftigen, schilderte ich ihm nun ungekünstelt Rousseau's Bezeigungen der tiefsten Reue, ihn beleidigt zu haben, seinen festen Entschluß, ihn um Verzeihung zu bitten, und bald gelang es mir, sein Mitleid zu wecken."

„Diese Erläuterungen hat Rousseau mit dem Namen der Treulosigkeit belegt. So wie er erfuhr, ich hätte für ihn ein Geständniß gethan, das er selbst nicht gethan hatte, sprühete er Feuer und Flammen, und beschuldigte mich, ihn verrathen zu haben. Ich ging zu ihm. „Was wollen Sie hier?" fuhr er mich an. — „Mich überzeugen, ob Sie wahnsinnig oder boshaft sind." — „Keines von beiden. Aber mein Herz ist im Innersten gekränkt, tief aufgereizt wider Sie. Ich mag Sie nicht mehr sehen." — „Was ist denn mein Verbrechen?" fragte ich. — „Sie haben in die Falten meiner Seele gegriffen, mein Geheimniß heraus gerissen, es verrathen. Sie haben mich der Verachtung, dem Hasse eines Mannes Preis gegeben, der mir nie verzeihen wird." Ich ließ ihn austoben, und sich in Vorwürfen erschöpfen. „Wir sind allein," fing ich jetzt an, „und unter uns gesagt, Ihre Beredsamkeit ist hier verschwendet. Unsre Richter in dieser Sache sind die Vernunft, die Wahrheit, Ihr Gewissen und das meinige. Wollen Sie sie fragen?" Ohne mir zu antworten, warf er sich in seinen Sessel, beide Hände über die Augen gedrückt, und ich fuhr fort:

„Den Tag, da wir übereinkamen, daß Sie

aufrichtig in Ihrem Briefe an * * * seyn würden, waren Sie, wie Sie sagten, mit sich selbst ausgesöhnt: was änderte also Ihren Entschluß? Sie antworten nicht; so will ich denn für Sie antworten. Als Sie die Feder ergreifen, und das demüthigende Geständniß einer unglücklichen Verblendung ablegen sollten, lehnte sich Ihr verwünschter Stolz dawider auf. Ja, Ihr Stolz. Sie haben mich der Treulosigkeit beschuldigt, und ich habe es gelitten; leiden Sie nun Ihrerseits, daß ich Sie des Stolzes beschuldige; denn ohne ihn würde Ihr Verfahren nur niederträchtig seyn. Der Stolz also flüsterte Ihnen zu, es sey Ihrer unwürdig, sich vor einem Menschen zu demüthigen, und einen glücklichen Nebenbuhler um Verzeihung anzusprechen; nicht sich müßten Sie anklagen, sondern die, deren Verführung, deren lockende Koketterie, deren schmeichelndes Entgegenkommen Sie verstrickt hätte. Und über der künstlichen Ausmalung dieser edlen Entschuldigung gewahrten Sie nicht, daß, indem Sie einer zartsinnigen und gefühlvollen Frau gefallsüchtige Kunstgriffe gegen einen Mann beimaßen, der sie schätzt und liebt, Sie zwei Herzen zugleich verwundeten." — „Es sey!" rief er, „ich mag ungerecht, unbesonnen, rasend gewesen seyn, was folgern Sie daraus, das in meinen Augen Ihren Verrath an meinem Vertrauen, Ihre Aufdeckung des Geheimnisses meiner Seele entschuldigte?" — „Ich folgre daraus, daß Sie mich hintergangen, daß Sie selbst mich verleitet haben, Sie auf jene Weise zu vertheidigen. War-

um sagten Sie mir nicht, daß Sie Ihre Meinung geändert hätten? Ich würde nicht von Ihrer Reue gesprochen, nicht die eignen Ausdrücke Ihres Briefes zu wiederholen geglaubt haben. Sie haben sich mir verhüllt, um zu thun, was Sie von mir nicht gebilligt zu finden recht wohl voraus sahen, und nun, da Ihr unbesonnener Streich die natürliche Wirkung hervorbringt, machen Sie mir ein Verbrechen daraus! Nein, ein Herz, das in der aufrichtigsten und wärmsten Freundschaft nur Stoff zum Hasse sucht, kann nichts als hassen."

„Nur zu, Barbar!" rief er, „schlagen Sie vollends einen schwachen und elenden Menschen zu Boden. Nichts auf der Welt blieb mir zum Trost, als meine Selbstachtung, und diese entreissen Sie mir." — Und nun war Rousseau beredter und rührender in seinem Schmerz, als je. Durchdrungen von dem Zustand, worin ich ihn erblickte, füllten meine Augen sich mit Thränen; jetzt strömten auch die seinigen über, und wir fielen einander in die Arme,"

So waren wir denn wieder versöhnt. Er fuhr fort, mir seine jetzt beendigte Heloise vorzulesen; ich ging drei bis viermal die Woche zu Fuß von Paris nach seiner Einsiedelei, um sie vorlesen zu hören, und als Freund dem Vertrauen meines Freundes zu entsprechen. Wir kamen im Gehölz von Montmorency zusammen; ich, in Schweiß gebadet, und er jedesmal mit Klagen, wenn ich auf mich hatte warten lassen. In dieser Zeit erschien der Brief über die Schauspiele mit dem sau-

dern Citat aus dem Salomon (Prediger XXII, 26. 27.), worin er mich beschuldigt, ihn gemißhandelt und verrathen zu haben."

„Wie," rief ich, „im vollen Frieden! nach eurer Aussöhnung! Das ist nicht glaublich." — „Nicht glaublich, aber wahr. Rousseau wollte mit mir und meinen Freunden brechen; er hatte dazu die günstigste Gelegenheit versäumt. Was war auch in der That bequemer, als mir Vergehungen anzudichten, von welchen ich mich nicht reinigen konnte? Verdrießlich, diesen Vortheil verloren zu haben, ergriff er ihn von neuem, indem er sich von seiner Seite überredete, unsre Aussöhnung sey nur eine gespielte Scene gewesen, in der ich ihn überlistet hätte."

„Welch ein Mensch!" rief ich aus, „und er glaubt, gut zu seyn!" — „Er würde es seyn," antwortete Diderot, „denn er ist von Natur gefühlvoll, und in der Entfernung von den Menschen ihnen eben nicht gram. Nur die haßt er, welche sich ihm nahen, weil sein Stolz ihm vorspiegelt, daß sie sämmtlich auf ihn neidisch sind, ihm nur Verbindlichkeiten erweisen, um ihn zu demüthigen, ihm nur schmeicheln, um ihm zu schaden, und daß selbst die, welche Zuneigung zu ihm zeigen, zu diesem Complot gehören. Das eben ist seine Krankheit. Interessant durch sein Unglück, seine Talente, durch einen Grund von Herzensgüte und Rechtlichkeit, würde es ihm nicht an Freunden fehlen, wenn er an Freunde glaubte. Aber nie wird er welche besitzen, oder sie werden ihn

allein lieben; denn immer wird er ihnen mißtrauen."

Dieß unselige Mißtrauen, dieser so überlegungslose, so vorschnelle Hang, nicht nur Argwohn zu fassen, sondern von seinen Freunden das Schwärzeste, Niedrigste, Schändlichste zu glauben, ihnen Verworfenheiten, Treulosigkeiten beizulegen, ohne irgend einen andern Beweis, als die Träume einer glühenden und finstern Einbildungskraft, deren Dünste sein unglückliches Gehirn umnebelten, und deren bösartige Einwirkung seine sanftesten Gefühle vergällte und vergiftete; kurz dieser Wahnsinn eines argwöhnischen, scheuen, vom Unglück geschreckten Herzens war Rousseau's eigentliche Krankheit und die Folter seines Geistes.

Beispiele davon sah man täglich in seiner empörenden Art, mit Leuten zu brechen, sie mochten ihm noch so ergeben seyn, indem er sie bald beschuldigte, ihm Fallen zu legen, bald, ihn bloß zu besuchen, um ihn auszuspähen, ihn zu verrathen, ihn seinen Feinden zu verkaufen. Ich weiß davon unglaubliche Dinge. Aber allen Begriff übersteigt jene ungeheure Undankbarkeit, womit er dem edelgesinnten David Hume seine innige, dienstfertige, thätige Freundschaft vergalt, und die tiefe Bosheit, mit der er in seinen Verleumdungen noch den Hohn zu der Mißhandlung fügte. In Rousseau's Werken selbst werdet ihr dieses Denkmal seiner Schande finden, die Arglist, womit er seine Verleumdungen anspinnt, die falschen Beleuchtungen, aus welchen er gegen den wahr-

sten, den edelsten, den gutmüthigsten Menschen eine Ueberführung von Treulosigkeit, Zweizüngigkeit, Schwärze des Herzens hervor zu locken glaubt; und nicht ohne Empörung werdet ihr in der Erzählung von seiner Benehmungsweise gegen seinen Wohlthäter folgende, die Unverschämtheit auf den Gipfel treibende Verhöhnungen lesen:

Erster Streich auf die Backe meines Gönners.

Zweiter Streich auf die Backe meines Gönners.

Dritter Streich auf die Backe meines Gönners.

Die allgemeine Stimme hat wohl entscheidend über diese beiden Männer abgesprochen; hier sind indeß, falls der Beweise noch nicht genug wären, Thatsachen, von welchen ich Zeuge gewesen bin.

Als Hume auf die Empfehlung des Lord Maréchal und der Gräfin von Boufflers Rousseau'n in England eine stille und ruhige Freistätte versprach, dieser das großmüthige Erbieten angenommen hatte, und beide im Begriff waren abzureisen, erzählte Hume dem Baron von Hollbach, mit dem er in Verbindung stand, daß er Rousseau'n mit sich in sein Vaterland nähme. „Mein Herr,“ erwiederte ihm jener, „Sie werden eine Schlange in Ihrem Busen erwärmen; ich sage es Ihnen voraus, Sie werden ihren Biß fühlen.“

Der Baron selbst hatte Rousseau'n bei sich aufgenommen, und ihn auf die schmeichelndste Weise behandelt; sein Haus war der Sammelplatz

von Allen, die man damals Philosophen nannte; und in der vollen Sicherheit, welche guten Menschen die unverletzliche Heiligkeit des sie vereinenden Asyls einflößt, hatten Hollbach und seine Freunde Rousseau'n in ihren vertrautesten Umgang zugelassen. Wie er sie gezeichnet hat, findet man in seinem Emil. Wahrlich, wäre der Atheismus, den er ihrer Gesellschaft aufgeprägt hat, nur eine bloße Ausplauderei, sie wären schon gehässig gewesen. Aber in Hinsicht auf die Mehrzahl ihrer Mitglieder war es eine verleumderische Anklage, was er wohl wußte; es war ihm recht gut bekannt, daß der Theismus seines „Vicars" unter ihnen Proselyten und eifrige Anhänger zählte. Der Baron also hatte ihn auf seine Kosten kennen gelernt. Der ehrliche Hume aber glaubte, in der Warnung desselben mehr ein leidenschaftliches Vorurtheil, als die Wahrheit zu sehen. Er ließ sich also nicht dadurch abhalten, Rousseau'n mit sich zu nehmen, und ihm in seiner Heimath alle ersinnliche Freundschaftsdienste zu leisten. Er glaubte, und mußte es glauben, den gefühlvollsten, den besten der Menschen glücklich gemacht zu haben; wünschte sich Glück dazu in allen Briefen, die er an den Baron schrieb, und bekämpfte unermüdet die üble Meinung, die dieser von Rousseau'n gefaßt hatte. Er pries ihm die Herzensgüte, die Unverstelltheit, die Treuherzigkeit seines Freundes. „Es schmerzt mich, schrieb er ihm, „Sie mir ungerecht gegen ihn zu denken. Glauben Sie mir, je öfter ich ihn sehe, je mehr schätze und liebe ich ihn." Postäglich

wiederholten Hume's Briefe diese Lobsprüche, und Hollbach setzte, wenn er sie uns vorlas, beständig hinzu: „er kennt ihn noch nicht; aber nur Geduld, er wird ihn schon kennen lernen." Wirklich erhielt er bald nachher einen Brief von Hume, der sich mit den Worten anfing: „Sie hatten wohl Recht, Herr Baron, Rousseau ist ein Ungeheuer!" — „Ha," sagte der Baron kalt und ohne sich zu wundern, endlich kennt er ihn."

Woher diese so plötzliche Umwandlung in der Meinung des Einen und im Verhalten des Andern? Ihr findet die Ursache mehr in der Auseinandersetzung, die beide Theile dem Publikum vorgelegt haben. Hier wollte ich bloß darthun und durch mein Zeugniß bekräftigen, daß, während Rousseau Hume'n beschuldigte, ihn zu London zu hintergehn, zu verrathen, zu entehren, eben dieser Hume, voll Redlichkeit, Freundschaft und Eifer für ihn, Alles aufbot, die verderblichen Eindrücke, die jener in Paris zurückgelassen, zu tilgen, und ihn in die Achtung und das Wohlwollen selbst derer wieder einzusetzen, die am meisten Widerwillen und Verachtung gegen ihn gefaßt hatten.

Welche Zerrüttung eines von Natur sanften und zartfühlenden Gemüths, bewirkt durch einen ausschweifenden Stolz! Bei so viel Einsichten und Talenten wie viel Schwäche und kleinliche Aermlichkeit in dieser unruhigen, argwöhnischen, reizbaren, rachsüchtigen Eitelkeit, die der bloße Gedanke, man habe die Absicht, sie zu verletzen, auf-

brachte, die es selbst ohne den mindesten Schein voraussetzte, und es nie verzieh! Eine gewichtige Warnung für Alle, die zu dem Laster der Eigenliebe hinneigen! Ohne diese wäre Niemand geliebter, geachteter gewesen, als Rousseau; sie war das Gift seines Lebens, sie machte ihm die Wohlthaten verhaßt, die Wohlthäter unerträglich, die Dankbarkeit drückend, trieb ihn, die Freundschaft mißhandelnd von sich zu stoßen, und verurtheilte ihn, unglücklich zu leben und fast verlassen zu sterben. — Doch zu freundlichern, mich näher angehenden Umständen!

Weder das angenehme Leben, das ich zu Paris — noch das viel angenehmere, das ich auf dem Lande führte, durfte den vierzehn glücklichen Tagen Eintrag thun, die ich jährlich meinem theuern Odde und meiner Schwester widmete, und die ich mit ihnen zu Saumür verlebte. Dort entfaltete sich wahrhaft das ganze Empfindungsvermögen meiner Seele. In der Mitte dieser, einander mehr als das Leben liebenden Gatten sah ich mich selbst als die Quelle ihres Glücks geliebt und geehrt. Es war für mich eine unaussprechliche, nie versiegende Wonne, mein Werk in dem Glücke dieser beiden reinen Seelen zu betrachten, deren Wünsche auf mich die Segnungen des Himmels herabriefen. Ihre Liebe zu einander bewegte mich tief, ihre Frömmigkeit entzückte mich; ihre Sitten trugen das Gepräge der Tugend in ihrer ganzen Einfalt. Zu diesem ununterbrochenen, sich jeden Augenblick erneuernden Genuß gesellte sich noch

der, sie in ihrem Wohnort geliebt, geehrt zu sehn. Mad. Odde galt dort für das Muster der Frauen, Herrn Odde's Name für gleichbedeutend mit den Worten: Gerechtigkeit und Wahrheit. Fiel zwischen der Kommission des Steuerkammergerichts (cour des aides) zu Saumür und der Kompagnie der Generalpächter ein Zwist vor, Odde war Schiedsrichter und Vermittler. Ich war Zeuge von diesem, meinem andern Ich zu Theil gewordenen Vertrauen; Zeuge von der Liebe des Volkes zu einem Manne, der ein Amt der Strenge verwaltete, ohne daß je eine Klage sich wider ihn vernehmen ließ; so sehr wußte seine Seelengüte Alles zu mildern. Ich selbst nahm an der Ehrerbietung Theil, die man für beide hegte. Man wußte nicht, wie man meine Anwesenheit genug feiern sollte, und alle Tage, die wir mit einander lebten, waren Festtage. Ihr, meine Kinder, würdet nicht geboren seyn, hätte mir der Himmel meine gute Schwester erhalten; bei ihr hätte ich die Tage meines Alters zugebracht; aber sie trug in ihrer Brust den Keim der Krankheit, die meiner ganzen Familie verderblich gewesen, und bald ward mir diese Hoffnung, mit der ich mir geschmeichelt hatte, schmerzhaft geraubt.

Auf einer jener glücklichen Reisen nach Saumür benutzte ich die Nähe von Ormes, um dort den Grafen von Argenson, ehemaligen Kriegsminister, in seiner Verweisung zu besuchen. Ich hatte die Gütigkeiten nicht vergessen, die er mir während der Zeit seines Flores erwiesen. Noch als Jüng-

ling hatte ich auf die Errichtung der Militärschule die vorzüglich sein Werk war, ein kleines Gedicht verfertigt, und er war so gütig gewesen, diesen geringen Zoll meiner Huldigung hervor zu heben, indem er mich in seinem Hause über der Tafel dem Militäradel als einen jungen Menschen vorstellte, der auf ihre Dankbarkeit und ihren Schutz Ansprüche hätte. Er empfing mich in seinem Exil tief bewegt. O meine Kinder, welch eine unheilbare Krankheit ist die Ehrsucht! welche Trübseligkeit das Leben eines verabschiedeten Ministers! Schon untergraben von der Arbeit, verfiel vollends seine Gesundheit unter dem Kummer. Seinen Körper hatte die Gicht abgezehrt, noch schmerzender nagten an seiner Seele Erinnerungen und vergebliche Wünsche, und durch die freundlich erheiterte Miene, mit der er mich aufnahm, gewahrte ich gleichwohl das Opfer aller Arten von Qualen.

Er führte mich durch seine Gärten, und ich bemerkte in der Ferne eine Statue von Marmor; ich fragte ihn, was das wäre. „Es ist," seufzte er, „was ich zu betrachten nicht mehr den Muth habe. O Marmontel," fuhr er fort, indem er in einen Seitenweg beugte, „mit welchem Eifer habe ich ihm gedient! wenn Sie wüßten, wie oftmal er mich versichert, daß wir unser Leben mit einander zubringen wollten, daß ich keinen bessern Freund auf der Welt hätte als ihn. Das sind die Versprechungen der Monarchen! das ihre Freundschaft!" und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Zu Abend speisten wir allein. Der Saal war mit Gemälden behangen, die Schlachten vorstellend, in welchen sich der König persönlich an seiner Seite befunden. Er zeigte mir die Stellen, wo sie während dem Gefecht neben einander gestanden; er wiederholte mir, was der König zu ihm gesprochen, kein Wort hatte er vergessen. „Dort" sagte er mir, auf eines der Schlachtstücke weisend, „dort stand ich zwei Stunden in dem Glauben, daß mein Sohn getödtet sey. Der König selbst hatte die Güte, Theilnahme an meinem Schmerz zu zeigen. Wie hat er sich geändert! Nichts, was mich angeht, rührt ihn mehr!" Diese Ideen verfolgten ihn; so wie man ihn einen Augenblick sich selbst überließ, saß er wie in Schmerz versunken. Schnell setzte sich dann seine Schwiegertochter, Frau von Boyer, zu ihm, schloß ihn in ihre Arme, liebkoste ihm; und er, einem Kinde gleich, ließ sein Haupt an ihre Brust oder in ihren Schooß sinken, und seine Thränen strömten, ohne daß er sie zu verbergen suchte.

Der Unglückliche, der wegen seiner Gicht nur von gesottenen Fischen lebte, war noch dazu des einzigen sinnlichen Vergnügens, für das er empfänglich gewesen wäre, beraubt; denn er liebte die Tafel. Aber auch die strengste Diät verschaffte ihm nicht einmal Linderung seiner Schmerzen. Als ich ihn verließ, konnte ich ihm meine lebhafte Rührung über seine Leiden nicht bergen. „Sie fügen," sagte er zu mir, „zu meinem Schmerz noch den hinzu, Ihnen von gar keinem Nutzen gewe-

sen zu seyn, als es mir noch so leicht gewesen wäre." Bald darauf erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurück zu kehren. Ich sah ihn sterbend ankommen, und empfing sein letztes Lebewohl.

Einst, meine Kinder, werde ich euch ziemlich merkwürdige Umstände von seiner und seines Antagonisten, des Herrn von Machault, Verabschiedung erzählen, die auf Einen Tag zusammen trafen. Sie diesen Blättern zu vertrauen, die ein Zufall euern Händen entspielen kann, verbietet mir ein Motiv des Zartgefühls. An ihrer Stelle hier eine ziemlich lustige Anekdote, da ich euch doch zwischendurch meine Erzählungen etwas erheitern muß.

Mein Freund Vaudesir besaß in der Nähe von Angers ein Gut, von welchem sein unglücklicher Sohn Saint-James den Namen geführt hat. Da er wußte, daß ich jährlich einmal meine Schwester zu Saumur, das auf dem Wege nach Angers liegt, besuchte, bot er mir eines Tages zu meiner Reise einen Platz in seiner Postchaise unter der Bedingung an, daß für Saint-James, wohin er sich begab, drei Tage abfielen. Ich ging das gern ein, und lernte dort die Blüthe der schönen Geister von der Akademie zu Angers kennen, unter andern einen Abbé, einen zweiten Beau-Genie im Mercure galant. Er hatte sich durch einen so seltsamen, in seiner Art so einzigen Zug der Dummheit berühmt gemacht, daß es mir allen Glauben zu übersteigen schien. „Werden Sie es denn glauben," sagte Vaudesir," wenn Sie es aus seinem eigenen Munde hören? Helfen Sie

mir nur ihn in den Zug bringen: Sie werden sehen!" Gegen das Ende unserer Mittagsmahlzeit zog ich den Abbé ins Gespräch, indem ich es auf seine Akademie lenkte, und nun fing Vaudesir an, ihr eine prächtige Lobrede zu halten. „Sie ist," schloß er, „nach der französischen zu Paris der berühmteste und erlesenste Verein von ausgezeichneten Köpfen. Ganz neuerlich noch ist der Sohn des Marschalls von Contades in ihr aufgenommen. Der Herr Abbé sprach bei dieser Gelegenheit im Namen der Akademie und mit dem glänzendsten Beifall." — „Da hat," nahm ich das Wort, „der Herr Abbé gewiß nicht unterlassen, dem Lobe des Sohns das Lob des Vaters beizufügen." — „Nein, gewiß nicht," schmunzelte der Abbé, „ich habe dem Herrn Marschall einen gerechten Tribut des Lobes dargebracht." — „Auch hatten Sie," fuhr ich fort, „ein weites und ergiebiges Feld — eine Stelle ausgenommen, die denn doch wohl etwas schlüpfrig war." — „Ach," rief er mit einer pfiffigen Miene, „Sie meinen die Affaire bei Minden. Ja wohl war das ein kitzlicher Punkt. Aber ich habe mich sehr glücklich herausgezogen; und wissen Sie, wie? Zuerst sprach ich von den Thaten, durch welche der Herr Marschall sich zum Oberbefehlshaber der Armee emporgeschwungen: ich zählte Alles auf, was ihm bis dahin irgend zum Ruhme gereichte; und als ich auf die Schlacht bei Minden kam, sagte ich nichts weiter als: ‚Contades erscheint, Contades ist geschlagen,' und hierauf sprach ich von andern

Dingen.“ Ich hatte alle Mühe, das Lachen zu verbeißen. „Man erinnert sich dabei,“ sagte ich so ernst wie möglich, „an Cäsars berühmte Worte nach dem Sieg über den Sohn des Mithridates: ich kam, sah und siegte.“ — „Finden Sie das auch? Es ist noch Niemanden entgangen. Man hat sogar meine Worte noch lakonischer gefunden.“ — Der gravitätisch feierliche Ton und der Ernst, mit dem er seine Sottise vorbrachte, war so äußerst lustig, daß Vaudesir und ich einander nicht ansehen konnten, um nicht ein lautes Gelächter aufzuschlagen, und auch so noch kostete es Kunst, nicht auszubrechen.

Diese Reisen und Abwesenheiten mißfielen der Madame Geoffrin, da ich den ganzen Sommer über nicht die Akademie besuchte. Man beklagte sich gegen sie darüber; sie bildete sich ein, ich thäte mir großen Schaden, daß ich so meine Jetons den ämsig erscheinenden Mitgliedern überließe — was bei den Olivets wenigstens eine gewiß sehr ungerechte Besorgniß war — und ich mußte oft lebhafte Verweise über die Inconsequenz meines Betragens, wie sie es nannte, von ihr hören. „Kann wohl, „sagte sie mir,“ etwas lächerlicher seyn, als sich um die Aufnahme in die Akademie beworben zu haben, und nun als Mitglied ihr nicht beizuwohnen? „Ich schützte das Beispiel der meisten meiner Collegen vor, die noch seltner erschienen als ich. Sie aber behauptete und mit Recht, daß ich zu der kleinern Zahl gehörte, deren akademische Geschäfte das fleißige Einfinden erforderte.

Auch hatte sie selbst wohl bei ihren Ermahnungen ein kleines persönliches Interesse; denn sie brachte die Sommerzeit zu Paris zu, und sah es damals nicht gern, wenn ihre literarische Gesellschaft sich zerstreute. Mit ehrerbietiger Bescheidenheit hörte ich ihren Vorstellungen zu, und entschläpfte am folgenden Morgen, als hätte sie mir nichts gesagt. Natürlich mußte dies ihr Wohlwollen für mich etwas abkälten, aber ein Diner, wo es mir zu gefallen glückte, versöhnte uns wieder, und sie faßte von neuem Zuneigung zu mir. Beweise davon erhielt ich in zwei Krankheiten, die mich in ihrem Hause befielen. Die eine von ihnen war jenes nehmliche Fieber, das mich fünfmal in meinem Leben ergriffen hat, und mich noch einst hinwegraffen wird; es überkam mich gerade, als an meiner Poetik gedruckt wurde. Ich wollte noch einige Artikel hinzufügen und diese Arbeit, von der ich den Kopf voll hatte, machte in den heftigern Anfällen des Fiebers das Phantasiren für mich noch angreifender. Meine Freunde wurden über meinen Zustand besorgt, vorzüglich Madame Geoffrin. Der kleine Arzt ihrer Bedienten, Gevigan, stellte mich glücklich von ihm her.

Die andre Krankheit war ein Rheuma von ganz eigner Art; es war ein zäher Schleim, der die Organe des Athemholens verstopfte, und den ich mit der Anstrengung eines heftigen Hustens nicht auswerfen konnte. Wohl durfte ich befürchten, da ich meine ganze Familie an der Brustkrankheit hatte sterben sehn, daß nun die Reihe

an mir wäre. Ich glaubte es wirklich; da ich, des Schlafs beraubt, zusehnds abfiel, meine Kräfte schwinden fühlte, und keinen Zweifel hegte, daß die letzte Periode meiner Krankheit sich auf die gewöhnliche Art ankündigen werde, faßte ich meinen Entschluß, und dachte nur blos darauf, irgend einen Stoff zu einem Werke zu ersinnen, der meine Gedanken fesselte, und noch nach meinem Tode, nachdem er meine letzten Momente ausgefüllt, eine Spur von mir zurückließe.

Man hatte mir mit einem Belisaire, nach van Dyk gestochen, ein Geschenk gemacht; er zog oft meine Augen auf sich, und es nahm mich wunder, daß die Dichter einen so moralischen und interessanten Stoff noch nicht benutzt hatten. Mir kam die Lust an, ihn selbst in Prose zu bearbeiten, und so wie diese Idee sich meiner bemächtigt," war mein Uebel wie durch einen plötzlichen Zauber gehemmt. O Wunderkraft der Phantasie! Das Vergnügen, meine Fabel zu erfinden, die Sorge, sie zu ordnen, sie zu entwickeln, die Rührung, welche die erste Ansicht der Situationen und der Scenen, wie sie mir vorschwebten, auf mich hervorbrachte, das Alles ergriff mich, und zog mich in dem Grade von mir selbst ab, daß mir Alles, was man von Verzückungen erzählt, nicht mehr unglaublich scheint. Meine Brust war beklommen, ich athmete schwer; ich hatte Anfälle von einem erstickenden Keichhusten, ich gewahrte es kaum. Man besuchte mich, man sprach mit mir von meiner Krankheit: ich antwortete wie Einer, der ganz

andre Dinge im Kopfe hat: Belisar war es, woran ich dachte. Die Schlaflosigkeit, bis dahin so peinlich für mich, hatte nicht mehr jenes Langweilige, jene Marter der Unruhe. Nächte und Tage verstrichen mir im Nachsinnen über die Begebenheiten meines Helden. Meine Kräfte erschöpften sich darum nicht weniger, und diese fortwährende Anstrengung würde mein nur noch mattglimmendes Leben bald ausgelöscht haben, hätte man nicht gegen mein Uebel ein Mittel gefunden. Gatti, Arzt aus Florenz, berühmter Beförderer der Blatternimpfung, erfahren in seiner Kunst, und zugleich der menschenfreundlichste Mann, ward mein Retter. „Wir müssen vor allen Dingen," sagte er mir, als er mich besuchte, „diese zähe und klebrige Feuchtigkeit zertheilen, die Ihnen die Lunge verstopft, und das Mittel dazu ist angenehm. Trinken Sie Oxymel. Ich ließ also blos trefflichen Honig in trefflichem Weinessig zergehn, und der heilsame Gebrauch des Syrops, den diese Mischung gab, stellte mich in sehr kurzer Zeit her. Seit drei Monaten hatte ich mich nun am Rande des Grabes geglaubt; aber in diesen drei Monaten war mein Werk fortgerückt. Nur die Kapitel, welche Fleiß und Nachsinnen erforderten, waren noch zurück; die ganze Arbeit der Phantasie, mithin das Anziehendste, war vollendet.

Dieses Werk mag wohl ein ernsteres Gepräge tragen als meine übrigen Schriften, da ich in ihm, mit den Alten zu reden, meine letzten Worte novissima verba) auszusprechen glaubte. Der

Erste, dem ich es vorlas, war Diderot, der Zweite der Erbprinz, jetzt regierender Herzog von Braunschweig. Diderot war mit dem moralischen Theil sehr zufrieden, den politischen fand er allzu sehr ins Enge gezogen, und er rieth mir, ihn mehr auszudehnen. Der Prinz von Braunschweig, der damals Frankreich bereiste, nachdem er den Krieg gegen uns mit altritterlicher Biederheit und ächtem Heldenmuth geführt hatte, stand zu Paris in der hohen Achtung, die seinen Tugenden gebührte, und die schmeichelnder huldigt, als jene eingeführten Ehrfurchtsbezeigungen, die man Personen von seiner Geburt und seinem Range erweist. Er wünschte einer geschlossenen Sitzung der französischen Akademie beizuwohnen, eine Ehre, die bis dahin den gekrönten Häuptern vorbehalten war. In dieser Sitzung las ich ein beträchtliches Bruchstück aus dem Belisar, und hatte das Vergnügen, das Antlitz des jungen Helden entbrennen und seine Augen sich mit Thränen füllen zu sehn.

Er gefiel sich in dem Umgange mit Gelehrten ungemein, und ihr werdet bald hören, wie hoch er sie achtete. Helvetius bewirthete ihn mit uns Uebrigen bei sich, und der Prinz gestand, solch ein Mittagsmahl noch nie gehalten zu haben. Bemerkt zu werden, durfte ich nicht hoffen; gleichwohl ward ich es. Helvetius hatte zu dem Prinzen gesagt, er fände zwischen ihm und dem Prätendenten Aehnlichkeit, und der Prinz erwiederte, daß schon Mehrere dieß wollten bemerkt haben. „Mit einigen Zügen dieser Aehnlichkeit mehr,“

sagte ich jetzt mit halb lauter Stimme, „wäre Prinz Eduard König von England geworden." Diese Worte wurden nicht überhört, der Prinz schien von ihnen geschmeichelt, und ich sah ihn vor Bescheidenheit erröthen.

So gut Belisar von der Akademie aufgenommen war, so schlimm mußte er, wie ich wohl voraussah, in der Sorbonne wegkommen. Aber das beunruhigte mich am wenigsten; wofern nur der Hof und das Parlament sich nicht in den Streit mischten, machte ich mir aus den Händeln mit der theologischen Facultät eben nicht viel. Ich nahm also meine Maaßregeln, um nur diese zu fürchten zu haben.

Der Abbe' Terray war noch nicht im Ministerium, hatte aber im Parlament, dessen Mitglied er war, einen mächtigen Einfluß. Ich besuchte ihn mit Madame Gaulard, seiner Freundin, auf seinem Gute la Motte, und dort las ich ihm den Belisar vor. Er machte Eindruck auf ihn, so wenig er auch von Natur empfänglich war. Jetzt, nachdem ich seine Theilnahme gewonnen, vertraute ich ihm meine Besorgnisse vor Feindseligkeiten von Seiten der Sorbonne, und fragte ihn, ob er glaubte, das Parlament werde mein Werk verdammen, im Fall es die Sorbonne für verwerflich erklärte. Er versicherte mich, daß sich das Parlament in diesen Handel nicht mengen werde, und versprach mir seinen Schutz, wofern mich Jemand angreifen sollte.

Das war Etwas, aber nicht Alles. Ich bedurfte eines Privilegiums und der Sicherheit, daß es nicht würde zurückgenommen werden. Ich selbst hatte bei dem alten Maupeou, damals Siegelbewahrer, kein Gewicht; aber die Frau meines Verlegers, Madame Merlin, stand bei ihm in Gunst und Schutz; ich ließ ihn durch sie ausforschen, und er versprach, Alles für uns zu thun.

Noch mußte ich mich von Seiten des Hofes sicher stellen, und hier war der kitzliche Punkt nicht die Theologie. Ich fürchtete die Anspielungen, die man in meinem Werke finden möchte, die boshaften Deutungen, die Beschuldigung, bei der Schilderung eines schwachen, betrognen Königs an einen ganz Andern als Justinian gedacht zu haben. Unglücklicher Weise war zwischen Beider Regierungen die Aehnlichkeit nur allzugroß. Der König von Preußen fühlte dieses so gut, daß er, als ich ihm mein Werk übersandt hatte, mit eigner Hand unter einen Brief seines Sekretärs Lecat die Worte schrieb: „Ich habe den Anfang Ihres Belisar gelesen; Sie sind sehr kühn!" Andre konnten das Nehmliche sagen, und von dieser Seite von meinen Feinden angegriffen, war ich verloren.

Geradezu ließ sich dem nicht vorbauen. Die mindeste Aeußerung einer Besorgniß hätte aufmerksam gemacht und mich angeklagt. Weit entfernt, mich zu beruhigen oder mir Beistand zu versprechen, hätte Jedermann mir ungesäumt gerathen, mein Werk ins Feuer zu werfen, oder Alles in ihm, was nur irgend einer Deutung fähig wäre,

zu streichen: und was hätte ich denn nicht streichen müssen?

Ich gab mir also gerade die entgegengesetzte Miene, und erkünstelte die unbefangenste Ruhe. Ich schrieb an den Minister des königlichen Hauses, den Grafen von Saint-Florentin, daß ich im Begriff stünde, ein Werk herauszugeben, dessen Gegenstand mir das Herz des Königs zu interessiren würdig schien; ich wünschte lebhaft, Sr. Majestät möchte mir erlauben, es ihm zuzueignen, und würde, indem ich ihm, dem Minister, es zur Durchsicht überreichte, um seine Verwendung bei ihm ansuchen. Ich bat ihn deshalb, mir auf einige Augenblicke eine Audienz zu bewilligen, die mir auch zugestanden wurde.

Bei der Ueberreichung meines Manuscripts gestand ich ihm im Vertrauen, daß es ein Kapitel enthielte, womit die eifernden Theologen wohl nicht zufrieden seyn möchten. „Es liegt mir also sehr daran," sagte ich zu ihm, „daß dieß nicht bekannt werde, und ich ersuche Sie, mein Herr Graf, inständig, mein Manuscript nicht aus den Händen zu geben." Er wollte mir wohl, versprach es mir, und hielt Wort. Einige Tage darauf gab er mir mein Werk, das er selbst gelesen oder sich hatte vorlesen lassen, zurück. „Belisars Religion" bedeutete er mir," würde keinesweges den Theologen behagen, und mein Buch wahrscheinlich verdammt werden, weßhalb allein schon er es nicht wagen könne, die Annahme der Zueignung dem Könige vorzuschlagen. Ich bat ihn, mir das

Geheimniß zu bewahren, und entfernte mich sehr zufrieden.

Was war auch meine eigentliche Absicht? Einen Zeugen am Hofe zu haben, daß es mein Wille gewesen sey, dem Könige mein Werk zuzueignen, und mithin einen Beweis, daß nichts weniger mir in Sinn gekommen sey, als eine Satyre auf seine Regierung zu machen; was denn auch wirklich sich so verhielt. Dieser Waffe gewiß, war ich auch von dieser Seite ruhig. Aber noch mußte ich mich der Musterung eines Censors unterwerfen, und statt eines erhielt ich deren zwei, da der im Fach der Literatur angestellte sich für ein Werk, das in die Theologie einschlug, nicht verantwortlich machen wollte.

Nun stand also Belisar vor dem Richterstuhl eines Doktors der Sorbonne. Er nannte sich Chevrier. Acht Tage nach der Ablieferung meines Werks ging ich zu ihm. Ich erhielt es mit großen Lobsprüchen zurück; nur fand ich auf dem letzten Blatt seine Billigung nicht. „Haben Sie doch die Güte," bat ich ihn, „hier zwei Worte hinzuzuschreiben." Seine Antwort war ein Lächeln. „Wie, mein Herr," fuhr ich fort, „Sie genehmigen das Werk nicht?" — „Nein, mein Herr, Gott soll mich behüten!" erwiederte er ruhig. „Und darf ich nicht zum wenigsten wissen, was Sie an ihm auszusetzen finden?" — „Wenig im Einzelnen, aber im Ganzen viel; und der Verfasser weiß selbst zu gut, in welchem Geiste es geschrieben ist, um meine Genehmigung von mir zu

verlangen." Ich wollte auf eine Erklärung dringen. „Nein, mein Herr," sagte er, „Sie verstehen mich recht gut; ich verstehe Sie nicht minder. Halten wir einander nicht mit weitern Erläuterungen auf, und suchen Sie sich einen andern Censor." Glücklicher Weise fand ich einen andern minder schwierigen, und Belisar wurde gedruckt.

So wie er erschien, gerieth die Sorbonne in Aufruhr, und die Verurtheilung ward von den weisen Doktoren beschlossen. Für Viele war diese Verurtheilung noch eine entsetzliche Sache, und zu diesen gehörten mehrere meiner Freunde. Der Schrecken verbreitete sich unter sie. Einige riethen mir, die Wuth dieser Doktoren wo möglich zu besänftigen; andre fester, und für meine philosophische Ehre eifriger besorgt, ermahnten mich, nicht nachzugeben. Ich beruhigte beide, sagte mein Geheimniß Niemanden, und horchte nun auf die Stimme des Publikums.

Mein Werk ging reißend; die erste Ausgabe war vergriffen; ich betrieb die zweite, beschleunigte die dritte. Neun tausend Exemplare waren im Umlauf, ehe die Sorbonne die verdammlichen Stellen ausgezogen hatte; und — dem Lärm, welchen sie über das funfzehnte Kapitel erhob, sey es gedankt — man sprach nur von diesem: für mich war das wie der Schwanz von Alcibiades Hunde. Es machte mir ein Fest zu sehn, wie diese Herren in meine Absichten spielten, indem sie die Meinung auf eine falsche Spur leiteten. Meiner Rolle zu

Folge mußte ich weder schwach noch storrisch scheinen, und Zeit zu gewinnen suchen, um die Ausgaben meines Buches sich vermehren und durch Europa verbreiten zu lassen. Ich hielt mich also innerhalb der Vertheidigunslinie, ohne die Miene zu haben, die Sorbonne zu fürchten, oder ihr Trotz zu bieten, als ein Abbé, der nachmals selbst mit mächtigen Feinden zu kämpfen hatte, der Abbé Gorgel, zu mir kam, und mir den Erzbischof zum Vermittler vorschlug; „er würde,“ versicherte er, „mich wohl aufnehmen, wenn ich ihn besuchte, und wäre, wie er bestimmt wüßte, geneigt, ein friedliches Abkommen mit der Facultät für mich zu unterhandeln.“ Nichts sagte meinem Plan besser zu als der Weg eines gütlichen Vergleichs; ich ging also zum Prälaten. Er empfing mich mit einer väterlichen Miene, und nannte mich nur immer: „Mein lieber Herr Marmontel.“ Mich rührte die Güte, welche diese milden Worte zu athmen schienen. Hinterher erfuhr ich, daß es Monseigneur's Formular war, wenn er zu geringen Leuten sprach.

Ich versicherte ihn, daß ich es aufrichtig meinte, Ehrfurcht für die Religion hegte, keinen Schatten auf meiner Glaubensmeinung und den in meinem Werk enthaltenen Sätzen zu lassen wünschte, und bat ihn nur um die Vergünstigung, mich vor ihm und in Gegenwart seiner Doktoren über die Stellen, die ihnen tadelnswürdig schienen, erklären zu dürfen. Diese Rolle des Vermittlers, des Friedensstifters schien ihm zu gefallen. Er

versprach mir seine thätige Verwendung, rieth mir aber zu dem Syndikus der Facultät, Herrn Riballier, zu gehn, und mich gegen ihn zu erklären.

Ich ging hin. Unsre Unterhaltungen und unser Briefwechsel sind gedruckt; ich verweise euch darauf.

Etwas weniger schlimm als Herr Riballier waren die andren Doktoren, mit welchen ich mich in der Wohnung des Erzbischofs zu Constans besprach. Aber auch sie hatten in unsern Zusammenkünften die Gewohnheit, die Stellen zu verfälschen, um ihren Sinn zu verdrehn. Mit Geduld und Mässigung gewaffnet, berichtigte ich den von ihnen entstellten Text, erklärte ihnen meine Gedanken, erbot mich, diese Erklärungen als Anmerkungen in mein Werk einzurücken, und der Erzbischof war ganz wohl mit mir zufrieden. Nicht so diese Herren! „Alles, was Sie uns da vorsagen,“ schloß endlich der Abbé le Fèvre, ein alter Haberecht, den man in der Facultät nur „la grande Cateau“ nannte, „ist unnütz; das funfzehnte Kapitel muß schlechterdings aus Ihrem Buch heraus; denn dort steckt das Gift.“

„Verlangten Sie,“ erwiederte ich, „nicht eine unmögliche Sache, vielleicht würde ich aus Liebe zum Frieden mich dazu verstehen. Aber jetzt sind bereits vierzig tausend Exemplare meines Werks durch Europa verbreitet, und in allen erschienenen und künftig noch erscheinenden Ausgaben ist und wird immer das funfzehnte Kapitel gedruckt bleiben. Wozu also noch eine helfen, in welcher es

fehlte? Niemand würde die verstümmelte Ausgabe kaufen; es wäre nur weggeworfenes Geld für mich selbst und für meinen Buchhändler." — „Nun," sagte er," so wird Ihr Werk ohne Gnade verurtheilt." — „Ja, ohne Gnade," wiederholte ich, „ich bin darauf gefaßt, mein Herr Abbé, wofern Sie die Censur abfassen. Aber Monseigneur wird mir bezeugen, daß ich, um Sie zufrieden zu stellen, Alles gethan habe, was Sie vernünftiger Weise von mir fordern konnten."

„Ja, mein lieber Herr Marmontel," nahm der Erzbischof das Wort," in vielen Stücken bin ich mit Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrer Gefügigkeit zufrieden gewesen. Aber Einen Punkt giebt es, über welchen ich von Ihnen einen förmlichen und rechtskräftigen Widerruf verlange: der Punkt der Toleranz." — „Wenn Monseigneur," erwiederte ich, „nur gefälligst einen Blick auf einige Zeilen werfen wollen, die ich diesen Morgen niedergeschrieben, so werden Sie in ihnen meine persönliche Meinung in dieser Hinsicht nebst ihren Gründen klar und bündig ausgedrückt finden." Ich übergab ihm die Note, die ihr dem Belisar angehängt findet. Er las sie schweigend, und reichte sie den Doktoren. „Ey was," riefen diese, „Gemeinplätze, tausendmal abgedroschen, tausendmal widerlegt! womit man sich in der Schule kaum abgiebt!" — „Sie behandeln, versetzte ich, die Aussprüche der Kirchenväter und des heiligen Paulus, auf welche ich mich stütze, sehr verächtlich." — „Die Schriften der Kirchenväter," entgeg-

neten sie, wären ein Zeughaus, worin alle Parteien Waffen für sich fänden, und die von mir angeführte Stelle des heil. Paulus beweise nichts."

„Wohlan denn," fragte ich, da Ihre Autorität allein hier Gesetze vorschreibt, was verlangen Sie?" — „Das Recht des Schwerdtes," erhielt ich zur Antwort, „um die Ketzerei, den *Unglauben*, die Ruchlosigkeit auszurotten, und *Alles* dem Joch des Glaubens zu unterwerfen."

Hier erwartete ich sie, um mich in guter Ordnung zurück zu ziehn, und mich hinter einer Schutzwehr zu verschanzen, wo man mir nichts anhaben konnte. Praemunitum atque ex omni parte caussae septum (Cicero de orat. L. 3.). „Das Schwerdt," wandte ich ihnen also ein, „wäre eine von den weltlichen Waffen, die der heil. Paulus verwürfe, indem er sagt: Arma militiae nostrae non carnalia sunt;" und mit diesen Worten wollte ich mich entfernen. Der Prälat hielt mich zurück, und beschwor mich, indem er meine Hände in die seinigen preßte, mit einem wahrhaft lächerlichen Pathos, jenen schrecklichen Lehrsatz zu unterschreiben. „Nein, Monseigneur," war meine Antwort, „unterschriebe ich ihn, ich würde glauben, meine Feder in Blut getaucht, alle Grausamkeiten gebilligt zu haben, die im Namen der Kirche begangen sind." — „Sie legen also," fragte le Fèvre mit der Insolenz seines Doktorstolzes, „auf Ihre Meinung grosses Gewicht und Ansehn?" — „Ich weiß, mein Herr Abbé, daß meine Autorität nichts bedeutet; aber mein Ge-

wissen gilt etwas, und dieses verbietet mir im Namen der Menschheit, im Namen der Religion selbst, Verfolgungen zu billigen. Defendenda religio est, non occidendo, sed moriendo; non saevitia, sed patientia.... si sanguine, si tormentis, si malo religionem defendere velis, jam non defendetur, sed polluetur atque violabitur. Das ist die Meinung des Lactantius, auch Tertullians und des heil. Paulus, und Sie werden mir den Glauben verstatten, daß diese Männer Sie wohl aufwiegen." — „Wohlan denn," sagte er zu seinen Amtsbrüdern, „die Sache ist abgethan; der Herr will verurtheilt seyn, er soll seinen Willen haben."

Auf diese Weise endigten unsre Unterhandlungen. Ihr Resultat für mich war mir unbezahlbar. Es waren nun nicht mehr kleine theologische Chikanen, die mich den Spitzfindigkeiten der Schule ausgestellt hätten; der Streitpunkt war auf die einfachsten, einleuchtenden, unzweideutigsten Ausdrücke zurückgeführt. "Sie haben," konnte ich sagen, „von mir verlangt, daß ich das Recht, den Glauben zu erzwingen, ihn mit dem Schwerdt, mit Foltern, Blutgerüsten und Scheiterhaufen zu erzwingen, anerkennen, es billigen sollte, daß man das Evangelium den Dolch in der Hand predige, und ich habe mich geweigert, eine so abscheuliche Lehre zu unterschreiben. Darum eben hat mir der Abbé le Févre angedeutet, ich würde ohne Gnade verurtheilt werden." Dieser Zusammenhang, den ich in der Stadt, am Hofe, im Parla-

ment, in den Conseils verbreiten ließ, warf auf die Sorbonne ein gehässiges Licht; zugleich arbeiteten meine Freunde, sie lächerlich zu machen, und darin konnte ich mich auf sie verlassen.

Das erste Geschäft der theologischen Facultät war, die verwerflichen Stellen aus meinem Buche auszuziehn. Man wetteiferte um den Ruhm, ihrer am meisten zu entdecken. Sie wurden sorgfältig wie Perlen ausgesondert und eifrig in die gemeinschaftliche Niederlage gebracht. Nachdem deren sieben und dreißig gesammelt waren, woran es den Herren genug dünkte, ließen sie das Verzeichniß derselben unter dem Titel Indiculus drukken, wozu Voltaire das Beiwort: ridiculus fügte. Nie haben Adjectiv und Substantiv sich besser für einander geschickt; indiculus, ridiculus schienen für einander geschaffen; sie blieben unzertrennlich. Herr Türgot machte sich auf eine andre Weise über die Dummheit der Doktoren lustig. Da er selbst ein guter Theolog und ein noch bessrer Logiker war, so setzte er als ausgemacht und allgemein angenommen voraus; daß, wenn von zwei widersprechenden Sätzen der eine falsch ist, der andre nothwendig wahr seyn müsse. Er stellte also in zwei neben einander laufenden Columnen die sieben und dreißig, von der Sorbonne verworfenen Sätze und die sieben und dreißig ihnen widersprechenden, scharf und genau ausgedrückt, einander gegen über. Einen Ausweg gab es nicht; indem sie die ersten verurtheilte, mußte sie sich zu den letztern bekennen. Unter diesen aber war auch

nicht einer, der nicht empörend oder bis zum Lächerlichen abgeschmackt war. Es war ein Lichtstrahl, der auf die Lehre der Sorbonne fiel und sie zu Boden schlug. Gern hätten sie nun ihren Indiculus zurück genommen; aber es war zu spät, der Schlag war geschehn.

Voltaire übernahm es, den Syndicus Riballier nebst dessen Schreiber Cogé, Professor an dem nehmlichen Collegium Mazarin, dessen Vorsteher Riballier war, für die Schmähschrift, die er auf des letztern Eingebung wider Belisar und mich geschrieben, in dem Koth zu schleifen. Zugleich fiel er mit dieser Waffe des Spottes, die er so gut zu führen wußte, Schlag auf Schlag über die sämmtliche Sorbonne her, und seine Flugblätter, die von Genf aus durch ganz Paris flatterten, belustigten das Publikum auf Kosten der Facultät. Einige andre meiner Freunde, eben so gewandt im Schlußfolgern als im Schrauben, hatten gleichfalls die Liebe für mich, meine Vertheidigung zu übernehmen, so daß der Beschluß des theologischen Tribunals, noch eh' er erschienen, schon verhöhnt und verspottet war.

Während die Sorbonne, wüthender noch, sich so geneckt zu sehn, alle ihre Kräfte aufbot, Belisar zum Ketzer, Deisten, Ruchlosen, zum Feind des Throns und des Altars — denn das waren ihre beiden großen Streitrosse — zu machen, erhielt ich von allen Seiten Briefe von gekrönten Häuptern und von den aufgeklärtesten und verständigsten Männern Europa's, voll Lob-

preisungen meines Buchs, das sie ein Breviar für die Könige nannten. Die Kaiserin Catharina hatte es mit einer Zueignung an einen Erzbischof ihres Reichs ins Russische übersetzt; Maria Theresia zum Aerger des Erzbischofs von Wien den Druck desselben in ihren Staaten befohlen, sie, die gegen Schriften, welche die Religion angriffen, so strenge war. Ich unterließ also nicht, wie ihr leicht denken könnt, dem Hof und dem Parlament von diesem allgemeinen Beifall Nachricht zu geben, und keines von beiden hatte Lust, die Verspottung mit der Sorbonne zu theilen.

Da in dieser Lage der Dinge meine Anwesenheit zu Paris nicht mehr nothwendig war, so verwandte ich die Zeit, welche die Doktoren zur Fabrizirung ihres Gutachtens gebrauchten, die heiligen Pflichten der Freundschaft zu erfüllen.

Madame Filleul welkte an einem schleichenden Fieber hin, das aus einer Schärfe im Blut entsprang, und wogegen der geschickteste unsrer Aerzte, Bouvart, ihr den Gebrauch des aachner Bades empfohlen hatte. Die junge Gräfin von Séran begleitete sie dahin; aber der Zustand der Kranken machte den Beistand eines Mannes nothwendig. Ihr Freund Bouret bat mich, diese Sorge zu übernehmen; ich rechnete es mir zur Pflicht, und so wie sie meine Antwort erfuhren, schrieb mir Frau von Séran:

„Ist es wirklich wahr, daß Sie uns ins Bad begleiten? Nein, noch kann ich es nicht glau-

ben. So sehr ich es wünschte, so wenig schmeichelte ich mir damit. Ihre Beschäftigungen, Ihre Arbeiten, Ihre Vergnügungen, Alles bekämpft meinen Glauben. Versichern Sie es mir selbst, wenn ich mir es überreden soll, und glauben Sie dann, daß ich diesen Beweis von Freundschaft weit über alle setze, die jemals gegeben sind. Madame Filleul wagt eben so wenig, sich ihren Wünschen zu überlassen. Villeicht aber vermögen diese, verbunden mit ihrer lebhaften Dankbarkeit, Sie zu bestimmen."

Ich reiste mit Ihnen ab. Madame Filleul befand sich so schlimm, daß Frau von Séran, fest überzeugt, ihre Freundin unterweges sterben zu sehn, mir den Wink gab, mich mit einem schwarzen Kleide zu versehen.

So wie wir zu Aachen mit dieser muthigen Frau eintrafen, die, kaum noch athmend, in unsre erkünstelte Munterkeit lächelte, ließen wir den Brunnenarzt holen. Er fand sie zu schwach, um das Baden auszuhalten, und fing behutsam einen Versuch mit dem Brunnentrinken an, der so heilsam ausfiel, daß die Kranke, durch den Ausbruch der scharfen Säfte, dem Leben wieder gegeben, sich in wenigen Tagen erholte, und im Stande war, das Bad zu vertragen. Jetzt ging eine wundersame Veränderung mit ihr vor. Der Ausbruch geschah über den ganzen Körper, und mit wahrer Bewunderung sahen wir unsre Sieche, wie neu belebt, allein gehen, umher wandeln, und täglich an Gesundheit, Eßlust und

Kräften gewinnen. Leider mißbrauchte sie, aller unsrer Vorstellungen ungeachtet, dieser schnellen Genesung, und wollte sich an die gelinde Diät, die ihr vorgeschrieben war, nicht mehr binden. Und dennoch würden wir sie gerettet haben, hätte sie nicht am Ziel ihrer Herstellung ohne unser Wissen eine Unbesonnenheit begangen, die ihr das Leben kostete.

Herr von Marigny hatte nach dem Tode seiner Schwester sich aus freier Wahl mit der ältesten Tochter der Madame Filleul, der von uns allen angebeteten, schönen, geistreichen und reitzenden Julie verbunden. Ihre Sehnsucht nach ihrer Mutter bewog ihn, sie zu uns zu bringen; er selbst trat mit dem berühmten Zeichner Cochin eine Reise nach Holland und Brabant an, um sich die Meisterwerke der niederländischen und der holländischen Schule zu besehen.

Ich habe euch bereits den Charakter dieses achtungswerthen, anziehenden und unglücklichen Mannes geschildert. Aller Zauber der Schönheit und der Anmuth, alle Reitze des Geistes und des Charakters, Sanftmuth, Treuherzigkeit, Güte, ein heitrer Witz, verbunden mit einer sehr richtigen Beurtheilungskraft und einer sehr sorgfältigen Bildung, fanden sich in seiner jungen Frau vereint. Aber gequält von einer argwöhnischen, nie rastenden Selbstsucht, war er kaum mit ihr vermählt, als er den Einfall bekam, auf ihre Liebe zu ihrer Mutter und zu ihrer Jugendfreundin, der Frau von Séran, eifersüchtig zu seyn. Er war Zeuge

von ihrem gegenseitigen Entzücken, einander wieder zu sehen; doch verbarg er seinen Unmuth, und die kurze Zeit, die er mit uns zubrachte, ward von keinem Gewölk getrübt. Er äußerte sogar gegen Mad. Filleul ganz liebevolle Gesinnungen: „Ich lasse Ihnen," sagte er, „unsre theure Julie. Es ist nicht mehr als billig, daß sie der Mutterpflege ihre Sorgfalt widme. In einiger Zeit werde ich sie wieder abholen, und dann hoffentlich eine Gesundheit wieder hergestellt sehen, die uns allen so theuer ist." Auch der Frau von Séran sagte er einige Artigkeiten, und ließ uns Alle in dem Glauben, daß er sich mit ruhigem Gemüth von uns trenne. Aber bei ihm ging die mindeste Verstimmung schnell in eine Gährung über, deren Säure sich der ganzen Masse seiner Ideen mittheilte. Kaum war er allein und sich selbst überlassen, so dachte er sich seine Frau, wie sie ihn bei ihrer Mutter vergaß, und nun in mehrerer Freiheit sich mit uns seiner Entfernung erfreuete. „Sie liebe ihn nicht, lebe nicht für ihn, und sey weit entfernt, an ihm, als dem ersten Gegenstand ihrer Liebe, zu hängen." Ueber solche Vorstellungen brütete sein unglückliches Gehirn; mehr als einmal hat er mir diese traurige Zerrüttung vertraut. Seine Briefe lauteten indeß während seiner ganzen Reise ziemlich herzlich, und bis zu seiner Zurückkunft bemerkten wir nichts von dem, was in ihm vorging. Doch lassen wir ihn reisen, und sprechen wir von dem Leben, das man in Aachen trieb.

Obgleich Madame Filleul, von Natur lebhaft, eigenwillig und gaumenlustig, unsrer Bitten und Ermahnungen ungeachtet, es ganz darauf anlegte, ihre Herstellung zu verzögern, so führte die Kraft des Brunnens und der Bäder doch immer den neuen Stoff der Schärfe wieder ab, den die überwürzten Brühen und Ragouts — für sie ein wahres Gift — ihr täglich ins Blut trieben. Da sie sich für völlig hergestellt hielt, so freueten wir uns darüber, ohne doch so ganz wie sie davon überzeugt zu seyn. Unsre Damen überließen sich nun allen Belustigungen eines Bades, und ich theilte sie mit ihnen. Nach Tische Spatziergänge und Tanz im Ridotto, wo stark gespielt wurde, woran jedoch Niemand von uns Theil nahm. Die Tänze waren fast lauter sehr hübsche und sehr gut getanzte Anglaisen. Mir gab es einen sehr unterhaltenden Anblick, Männer und Frauen von allen Nationen des Nordens, Russen, Polen, Deutsche, besonders Engländer, von dem gemeinschaftlichen Zauber des Vergnügens zusammen geführt und durch einander gemischt zu sehn. Daß zwei Französinnen von seltner Schönheit, von welchen die älteste zwanzig Jahre zählte, sich nur zeigen durften, um Verehrungen und Huldigungen an sich zu ziehn, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wenn man ihnen also Morgens auf dem Spatziergange oder zuweilen auf ihrem Zimmer den Hof machte, hatte ich einsame Stunden. Ich wandte sie zu literarischen Arbeiten an, zur Verfertigung der Incas.

Um diese Zeit trafen zwei französische Bischöfe im Bade ein, und nahmen ihre Wohnung in unsrer Nachbarschaft. Der eine, Broglie, Bischof von Noyon, war krank; sein Begleiter war Marbeuf, Bischof von Autun, nachmals Minister der Pfründen. Der Verfasser des Buchs, worüber die Sorbonne zur nehmlichen Zeit die Verurtheilung fällte, war für sie ein Gegenstand der Neugierde. Sie besuchten mich, und luden mich ein, ihnen auf ihren Spatziergängen Gesellschaft zu leisten. Ich begriff wohl, daß diese Herren an mich ausholen wollten, und da das Spiel mir behagte, so ließ ich mir unser Lustwandeln gefallen.

Das Gespräch, wie ihr leicht denken könnt, ward bald auf Belisar gelenkt. Sie erwarteten, mich über die Verurtheilung der Sorbonne höchst bestürzt zu finden, und wunderten sich daher nicht wenig, mich unter dem Anathem so ruhig zu sehn. „Belisar,“ sagte ich zu ihnen, „ist ein alter Krieger, ein ehrlicher Mann, und Christ im Grund der Seele, der seine Religion herzlich und aufrichtig liebt, der Alles glaubt, was ihm im Evangelium von ihr gelehrt wird, und nur verwirft, was dieser Lehre widerstreitet. Den schwarzen Trugbildern des Aberglaubens, den scheußlichen Ausgeburten des Fanatismus versagt Belisar seinen Glauben. Ich habe mich gegen die Sorbonne erboten, in erklärenden Noten diese Unterscheidung aufs einleuchtendste meinem Werk beizufügen. Sie hat dieses Vergleichsmittel ausgeschla-

gen, und dagegen die Tilgung des funfzehnten Kapitels aus einem Buche verlangt, von welchem schon vierzig tausend Exemplare verbreitet sind: eine lächerliche Forderung; denn die verstümmelte, zu Maculatur gewordne Ausgabe hätte mich nur zu Grunde gerichtet. Endlich bestand sie darauf, ich *sollte* den Lehrsatz der bürgerlichen Intoleranz anerkennen, das Recht des Schwerdtes, der Aechtungen, der Verbannungen, der Martern, der Dolche, der Foltern und der Scheiterhaufen, um zum Glauben an die Religion des Lammes zu zwingen, und in dem Lamm Gottes habe ich nicht den Tiger der Inquisition erkennen wollen. Ich hielt mich an die Lehre des Lactantius, des Tertullians, des heil. Paulus und an den Geist des Evangeliums. Darum eben ist jetzt die Sorbonne beschäftigt, ein Gutachten zu schmieden, worin sie Belisar, Lactantius, Tertullian und Jeden, der wie diese denkt, verdammt. Sehen Sie sich vor, meine Herrn, denn Sie könnten leicht mit zu der Zahl gehören."

„Aber was bemengen sich die Philosophen," sagte der Bischof, „von Theologie zu sprechen?" — „Was bemengen sich die Theologen," versetzte ich, „die Geister zu tyrannisiren, und die Fürsten zu Gewaltthätigkeiten aufzureitzen, um den Glauben zu zwingen? Sind die Fürsten Richter über Lehrpunkte und Glaubenssätze?" — „Nein, gewiß nicht." — „Und ihr macht sie zu Henkern." — „Ich weiß gar nicht," fing er wieder an, „warum man heutzutage die Theologen einer Art

von Verfolgungseifer beschuldigt, der nicht mehr geübt wird? Nie hat die Kirche so viel Mäßigung im Gebrauch ihrer Macht bewiesen." — „Das gebe ich zu, Monseigneur; um sie sich zu erhalten, milderte sie dieselbe." — „Warum dann," fuhr er fort, „gerade diesen Zeitpunkt wählen, um sie anzugreifen?" — „Weil man nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick schreibt; weil zu befürchten steht, die Zukunft werde der Vergangenheit gleichen; weil man den Moment, wo das Wasser niedrig ist, ergreift, um an den Dämmen zu arbeiten." — „Ach, die Dämme!" sagte er, „die sogenannten Philosophen sind es eben, die sie einreißen; ihr Bestreben zweckt auf nichts Geringeres ab, als die Religion zu vernichten." — „Man lasse ihr ihren Charakter, dieser menschenfreundlichen, wohlthätigen und friedlichen Religion, und selbst der Ungläubige wird es nicht wagen, sie anzugreifen, und der Frevler vor ihr verstummen. Nicht ihre reine Lehre, nicht ihre Moral, noch selbst ihre Geheimnisse haben ihr Feinde erweckt; die gewaltsamen und fanatischen Meinungen, womit eine milzsüchtige Theologie ihre Lehre vermischt hat, sie sind es, was eine Menge guter Köpfe empört. Man befreie sie von dieser Beimischung, man reinige sie, man führe sie zu ihrer ursprünglichen Heiligkeit zurück; dann wird Jeder, der sie angreift, ein öffentlicher Feind der Unglücklichen seyn, welchen sie Trost gewährt, der Unterdrückten, welche sie aufrichtet, der Schwachen, welche sie empor hält."

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," nahm der Bischof das Wort wieder, „ihre Lehre ist unveränderlich, ihr Gebäude fest gegründet, und wir werden es nie dulden, daß ein einziger Stein von ihm losgerissen werde." Ich bemerkte, daß die Kunst des Minirens sehr weit getrieben sey; daß man mit wenig Pulver sehr hohe, sehr feste Thürme von Grund aus einstürze, daß man selbst die härtesten Felsen sprenge. „Aber behüte der Himmel mich," setzte ich hinzu, „vor dem Wunsch, daß diese Voraussagung in Erfüllung gehe. Ich liebe aufrichtig, ich verehre von Grund meines Herzens diese tröstende Religion; aber wenn sie je unter uns ausstirbt, so wird bloß der theologische Fanatismus Schuld daran seyn; seine Hand wird ihr den Todesstreich versetzt haben."

Er wandte sich jetzt etwas von mir, und sprach leise zu dem Bischof von Noyon; ich glaubte ihn sagen zu hören: „das wird länger dauern als wir." Er irrte sich. — „Wenn Sie die Religion lieben," wandte er sich von neuem zu mir, „warum schließen Sie sich an die, welche es auf ihre Vernichtung anlegen?" — „Ich schließe mich nur an die," erwiederte ich, „die wie ich sie lieben, die wünschen, daß sie sich so zeige, wie sie vom Himmel herabstieg, rein, ohne Beimischung und ohne Makel, sicut aurora consurgens, pulchra ut luna, electa ut sol." — Lächelnd setzte er hinzu: „terribilis ut castrorum acies ornata." „Ja," erwiederte ich, „schrecklich den Bösen, den Fanatikern, den Frevlern, aber nur für die Zu-

kunft mit den Waffen schrecklich, die ihr zukommen, und die nicht das Schwerdt und das Feuer sind.“ — So ungefähr lief unsre erste Unterredung ab.

„Es ist wahr,“ sagte ich ein andermal zu ihm, als er unablässig darauf zurück kam, daß die Philosophen sich zu viel Freiheiten heraus nähmen, „es ist wahr, Monseigneur, daß sie es sich zu weilen beigehen lassen, in einem sehr edlen Amt Ihre Stelle zu vertreten, doch nur in so weit, als Sie selbst es zu erfüllen verschmähen.“ „Welches Amt?“ fragte er. — „Das Amt, Wahrheiten von den Dächern zu predigen, die man nur zu selten den Fürsten, ihren Ministern, den Schmeichlern, welche sie umringen, sagt. Haben seit Fénélons Verweisung, oder wenn Sie wollen, seit dem kleinen Collegium über die Moral, welches Massillon Ludwig dem XV in dessen Kindheit las, zu frühzeitige, und daher vergebliche Lehren: haben seitdem die öffentlich auftretenden Laster und Verbrechen in dem Priesterstande einen einzigen muthigen Bekämpfer gefunden? Auf der Kanzel wagt man noch wohl, wider kleine Schwächen, wider gewöhnliche Gebrechen zu eifern; aber die verheerenden Leidenschaften, die politischen Geißeln, kurz die moralischen Quellen des menschlichen Elendes, wer erkühnt sich, diese anzugreifen? wer wagt es, den Stolz, die Ehrsucht, die eitle Ruhmgierde, den falschen Religionseifer, die Wuth zu herrschen und zu erobern, wer wagt es, sie vor Gott und Menschen zur Rechenschaft zu ziehn für die Thrä-

nen und das Blut ihrer zahlosen Opfer?" Jetzt dachte ich mir einen Chrysostomus auf der Kanzel, und indem ich die Gegenstände darstellte, die seine Beredsamkeit entzünden würden, war ich selbst vielleicht in diesem Augenblicke beredt.

Wie dem auch sey, meine beiden Prälaten, nachdem *sie* mich zwei bis dreimal an den Puls *gefühlt hatten*, fanden mein Uebel unheilbar; und *als ich ihnen* eines Tages auf meinem Schreibtisch *die* Incas mit den Worten wies: „Sehen Sie hier ein Werk, das ihre Doktoren in die Nothwendigkeit setzen wird, die Bibel zu verbrennen, oder in Las-Casas, diesem Apostel Indiens, die nehmlichen Grundsätze, die nehmliche Lehre zu ehren, die sie im Belisar verdammen," gewahrten sie wohl, daß alle Hoffnung an mir verloren war; und so ließ mich ihr entmuthigter Bekehrungseifer oder vielmehr ihre befriedigte Neugierde über eine Zeit verfügen, die wir beide verschwendeten, sie, mich zu einem theologischen Philosophen — ich, sie zu philosophischen Theologen zu machen.

Die Arbeit, welche noch die Vollendung der Incas erforderte, ward für einige Zeit durch die Verfertigung einer Abhandlung unterbrochen, worin ich die Sache der Bauern im Norden führte, und die in der Sammlung meiner Schriften abgedruckt ist.

Ich hatte in den Zeitungen gelesen, daß die ökonomische Gesellschaft zu Petersburg im Namen eines Ungenannten den Preis von tausend Ducaten auf die Beantwortung der Frage setzte: „Ist

es für einen Staat vortheilhafter, daß der Bauer ein Grundeigenthum oder nur bewegliche Güter besitzt, und wie weit darf sich das Recht der Bauern auf dieses Eigenthum erstrecken?"

Ich zweifelte nicht, daß die Kaiserin von Rußland selbst der Ungenannte war; und da sie über diesen wichtigen Gegenstand in ihren Staaten die Wahrheit verbreitet wissen wollte, so entschloß ich mich, sie in ihrem ganzen Umfang zu zeigen. Einer der russischen Minister, Herr von Saldern, war nach Aachen gekommen, um das Bad zu gebrauchen. Ich sah ihn oft, und er sprach mit mir über die Angelegenheiten seines Staats so offen, als es einem klugen Minister erlaubt ist. Durch ihn gelangte meine Abhandlung an ihre Behörde. Sie erhielt, wie ich voraus gesehen, den Preis nicht, machte aber Eindruck, und ich empfing darüber Bezeigungen der Zufriedenheit.

Auf diese Art waren meine Stunden der Einsamkeit ausgefüllt und nützlich verwandt. Aber nicht weniger und vielleicht noch anziehender als meine Arbeiten war für mich die Unterhaltung mit meinen drei Damen, alle drei von verschiednen und doch so verwandten Charakteren, daß ihre Farben sich verschmolzen und in einander flossen wie die Farben des Regenbogens. Und eben aus dieser harmonischen Schattirung der Empfindungen und Gedanken entspringt der Zauber der Unterhaltung. Eine durchgängige Zusammenstimmung mag anfangs ihr Angenehmes haben; am Ende wird sie langweilig. Auch sagte Madame Filleul, daß

sie den Widerspruch liebe; nur der Contrast sey natürlich und wahr; die Natur habe nichts einander vollkommen Gleiches geschaffen, weder zwei Eier, noch zwei Baumblätter, noch zwei Geister und zwei Charakter, und überall, wo man eine beständige Gleichheit der Empfindungen und der Meinungen zu erblicken glaube, läge Verstellung und Geschmeidigkeit von einem oder dem andern, oft auch von beiden Theilen versteckt.

Eine der drei Damen, Frau von Séran, hatte mich zum Vertrauten in einer Sache gemacht, die sich wohl zu interessanten Mittheilungen eignete. Es kam für sie darauf an, Nachfolgerin der Frau von Pompadour zu werden. Sie stand in fortwährender Verbindung mit dem König; er schrieb ihr posttäglich, und diese Briefe und Antworten kamen mir alle zu Gesicht. Der kleine Roman hatte sich auf folgende Weise entsponnen.

Frau von Séran war die Tochter eines Herrn von Bülioud, der von gutem Adel, unbegütert, und vordem Pagen-Hofmeister bey dem Herzog von Orleans gewesen war. Ein seltsames, mir unerklärbares Verhängniß hatte diese junge Person von ihrem funfzehnten Jahr an zum Gegenstand des heftigen finstern Humors ihres Vaters und der Abneigung ihrer Mutter ersehen. Schön wie die Liebe, und noch anziehender durch den Zauber ihrer Güte und ihrer naiven Unschuld, als durch den Glanz ihrer Schönheit, verweinte und verseufzete sie ihre Tage in dieser traurigen

und peinlichen Lage, als ihr Vater plötzlich den Entschluß faßte, sie zu verheirathen und ihr zur Mitgift die Pagenhofmeister-Stelle zu geben, die er seinem Schwiegersohn abtrat. Auch dieser stammte aus einem alten Hause, und besaß nichts weiter als ein kleines Gut in der Normandie. Dabei war er aber auch noch häßlich zum Abschrecken, rothaarig, mißgestaltet, hinkend, mit einer Hornhautblatter auf dem Auge; übrigens der beste, redlichste Mensch. Schaudernd wich die schöne Adelaide zurück, als er ihr vorgestellt wurde; Ekel und Abscheu bemächtigten sich ihrer. Die Gegenwart ihrer Eltern drang ihr jedoch, so weit es in ihren Kräften stand, Verstellung auf; dennoch bemerkte es Herr von Séran. Er bat um die Erlaubniß, sich einige Augenblicke mit ihr allein unterhalten zu dürfen. „Sie finden mich sehr mißgestaltet, Mademoiselle," fing er das Gespräch an, „und meine Häßlichkeit erschreckt Sie. Ich sehe es, Sie dürfen es mir ohne Umschweif gestehen. Glauben Sie daß dieser Wille unsiegbar sey, so entdecken Sie sich mir wie Ihrem Freunde. Ich gelobe Ihnen Verschwiegenheit, und nehme die Trennung unsers Verhältnisses auf mich; Ihr Geständniß soll weder Ihr Vater, noch Ihre Mutter erfahren. Wäre es jedoch möglich, Ihnen in dem Gemahl die Verschuldungen der Natur erträglich zu machen, und gehörte dazu von seiner Seite nur die treue Sorgfalt und Ergebenheit einer wahren und innigen Freundschaft, so können Sie diese von dem Herzen eines redlichen Mannes

erwarten, der für sein ganzes Leben es Ihnen Dank wissen würde, ihn nicht verworfen zu haben. Ueberlegen Sie es sich, und entscheiden Sie dann: Sie sind vollkommen frei."

Adelaide war so unglücklich, sie sah in diesem edlen Manne ein so aufrichtiges Verlangen, ihr ein milderes Loos zu bereiten, daß sie den Muth zu fassen hoffte, es von seiner Hand anzunehmen. „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „was ich so eben von Ihnen gehört habe, trägt das Gepräge einer Güte und Redlichkeit des Herzens, die mich schon jetzt für Sie mit der aufrichtigsten Achtung erfüllt. Verstatten Sie mir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, und besuchen Sie mich morgen wieder."

Nur die dringendsten Aufforderungen ihrer Vernunft und ihrer unglücklichen Lage konnten ihr den Entschluß abgewinnen; endlich aber siegte die Achtung, welche Herr von Séran ihr eingeflößt hatte. „Mein Herr," sagte sie ihm am folgenden Tage, „ich bin überzeugt, daß die Häßlichkeit wie die Schönheit sich vergessen läßt, und daß die einzigen Vorzüge, deren Eindruck die Gewohnheit nicht schwächt, deren Werth sich vielmehr täglich tiefer einprägt, die Vorzüge der Seele sind. Ich finde sie in Ihnen, das ist mir genug, und ich vertraue Ihrer Redlichkeit die Sorge für mein Glück. Möchte ich das Ihrige machen!"

So vermählte sich Fräulein von Büliond, ehe sie noch ihr funfzehntes Jahr geendigt hatte,

und Herr von Séran war ihr Alles, was er ihr zu seyn versprochen hatte. Den Zauber der Liebe hatte freilich diese Verbindung nicht, dafür aber die Annehmlichkeiten der Eintracht, der Freundschaft, der innigsten Achtung. Ohne Unruhe sah der Mann seine Gattin von Anbetern umringt, und die Frau ehrte durch ihr verständiges und bescheidenes Betragen das Vertrauen des Mannes.

Da es jedoch unmöglich war, sie zu sehen, sie zu hören, und besonders ihr Herz zu kennen, ohne sie in einer vortheilhaftern Lage zu wünschen, so waren ihre Freunde eifrig darauf bedacht, ihr Loos zu verbessern; die Vermählung des Herzogs von Chartres schien ihnen eine Gelegenheit zu bieten, ihr bei der jungen Prinzessin einen ehrenvollen Platz auszuwirken. Dazu aber war es an einem alten und unbefleckten Adel nicht genug; man mußte auch — so verlangte es die Etikette am Hofe Orleans — zu den Damen gehören, die dem Könige vorgestellt waren: eine Ehre, die nur dem Adel vorbehalten war, der seine vierhundert Jahre aufweisen konnte, und in dieser Hinsicht hatte Fr. v. Filleul das Recht, auf sie Anspruch zu machen. Sie ward ihr bewilligt. Aber der König, der den Lobeserhebungen ihrer Schönheit ein aufmerksameres Ohr lieh, als den Beurkundungen ihres Adels, machte es zur Bedingung, daß sie nach der Vorstellung ihm besonders ihren Dank abstatten sollte: ein geheimer Artikel für Herrn von Séran, dessen sich selbst seine Gattin nicht vermuthen war, da sie im vol-

len Ernst nach nichts weiter strebte, als nach der Stelle bei der Prinzessin; auch weiß ich, daß sie nur mit Zittern den Weg betrat, der sie zur geheimen Danksagungs-Audienz führte. Ich kam eben zu Madame Filleul, als man ihre Rückkunft erwartete. Dort erfuhr ich erst den ganzen Zusammenhang, und ich sah wohl, daß für ihre Freunde die Stelle am Hofe Orleans nur ein scheinbarer Vorwand, die vorhergehende Zusammenkunft aber der große Hauptzweck war.

Ich hatte nun das Vergnügen, die Ehrsucht ihre Luftschlösser aufführen zu sehen. Die junge Gräfin allmächtig, der König und der Hof zu ihren Füßen, alle ihre Freunde mit Gunst- und Gnadenbezeigungen überhäuft; ich selbst mit dem Vertrauen der Sultane beehrt, und durch sie den König zu allem Guten lenkend, was ich nur gewollt hätte — welch eine lachende Aussicht! Man erwartete die junge Gebieterin, man zählte alle Augenblicke, man verging vor Ungeduld, sie kommen zu sehn, und war gleichwohl sehr erfreut, daß sie noch nicht kam.

Endlich erschien sie, und erzählte: Am Gitten der Kapelle hatte ein Kammerdiener sie erwartet und sie im Finstern über eine heimliche Treppe in die Zimmer des Königs geführt, der nicht auf sich hatte warten lassen. Freundlich wäre er auf sie zugegangen, habe sie bei der Hand gefaßt, die er ehrerbietig geküßt, und durch schmeichelnde Worte und gütige Blicke ihre Furcht zu zerstreuen gesucht. Sie hätte sich ihm gegen über setzen müs-

sen, und unter Glückwünschen zu dem Beifall, mit dem sie bei ihrer Vorstellung aufgenommen worden, die Worte von ihm gehört, daß so etwas Schönes noch nie an seinem Hofe erschienen, und darüber nur Eine Stimme sey. „So muß denn," habe sie geantwortet, „das Glück uns verschönern, und wenn das ist, muß ich es in diesem Augenblicke noch mehr seyn." — „Das sind Sie auch," habe er erwiedert, indem er ihre Hände genommen und sie in die seinigen gedrückt, die gezittert hätten. Nach einem augenblicklichen Schweigen, fuhr die Erzählerin fort, worin er nur durch Blicke' zu mir sprach," fragte er mich, welche Stelle ich mir an seinem Hofe wünschte. — „Die Stelle der Prinzessin von Armagna" (eine alte Freundin des Königs, die so eben gestorben war). — „So jung noch wollten Sie sich zu der Rolle einer Freundin verstehen, die mich hat auf die Welt kommen sehen, und die ich von der Wiege an geliebt habe? Es erfordert Zeit, Madame, um mein Vertrauen zu erhalten. Ich bin so oft getäuscht worden!" — „Von mir dürfen Sie das nicht besorgen, und wenn es, um den schönen Namen Ihrer Freundin zu erhalten, nur Zeit bedarf, ich kann welche zusetzen." — Diese Sprache bei meinen zwanzig Jahren schien ihn zu überraschen, aber ihm nicht zu mißfallen. Um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, fragte er mich, ob mir die Decorirung seiner Zimmer gefiele. — „Nein," sagte ich, „blau würde sie mir lieber seyn." — Da das Blau

seine Lieblingsfarbe ist, so schmeichelte ihm meine Antwort. „Dieß abgerechnet,“ setzte ich hinzu, „fände ich sie allerliebst.“ — „Wenn Sie sich wirklich in diesen Zimmern gefallen, so dürfte ich hoffen, Sie zuweilen wieder hier zu sehen, zum Beispiel alle Sonntage um die jetzige Stunde.“ — Ich versicherte ihn, daß mir jede Minute willkommen sey, ihm meine Aufwartung zu machen. Er verließ mich hierauf, um mit seinen Kindern zu Abend zu speisen. Ueber acht Tage um die nehmliche Stunde bin ich wieder zu ihm beschieden. Ich kündige also euch Allen an, daß ich die Freundin des Königes seyn werde, und nichts mehr.

Diesem Entschluß, der kein bloßer Einfall war, sondern aus ihrem Herzen kam, blieb sie treu, und ich hatte Beweise davon. Bei der zweiten Zusammenkunft fand sie — eine feine Aufmerksamkeit von seiner Seite — den Salon, wie sie es gewünscht, blau decorirt. Sie stellte sich alle Sonntage ein, und erhielt in den Zwischenzeiten durch den Postintendanten Janel häufig Briefe vom König, die mir sämmtlich gewiesen wurden, aber nie überschritt er in ihnen die Grenzen einer ehrerbietigen Galanterie, und ihre Antworten, voll Geist, Anmuth und Feinheit, schmeichelten seiner Eigenliebe, ohne je seiner Liebe zu schmeicheln. Frau von Séran besaß in einem hohen Grade jene natürliche und leichte Gewandtheit des Geistes, deren naive und ungekünstelte Anmuth diejenigen bezaubert, welchen sie am meisten — und selbst denen gefällt, welchen sie

am wenigsten zu Theil wurde. Die Eitelkeit des Königs, die sonst schwer zu befriedigen war, befand sich bald recht wohl bei ihr. Schon von ihrer zweiten Zusammenkunft an war ihm die Zeit an ihrer Seite so schnell verflogen, daß er sie bat, ihn von der Tafel, während man ihr ein kleines Souper auftrüge, zurück zu erwarten, und ihr das seinige möglichst abzukürzen versprach, um ihrer Gesellschaft einige Augenblicke länger zu gegenießen. Da er in seinen Zimmern eine kleine Bibliothek hatte, so bat sie sich eines Abends ein Buch von ihm zu ihrer Unterhaltung während seiner Abwesenheit aus; der König ließ ihr die Wahl, und sie hatte die Aufmerksamkeit und die Güte für mich, den Belisar zu nennen. „Ich besitze ihn nicht,“ erwiederte der König, „es ist das einzige Werk, das Marmontel mir nicht hat überreichen lassen.“ — „So wählen Sie denn für mich, Sire.“ — „Dieses hier, hoffe ich, soll Sie interessiren;“ mit diesen Worten gab er ihr eine Sammlung von Gedichten, die auf seine Genesung verfertigt waren — ein reicher Stoff für sie zu Lobsprüchen nach dem Souper, die um so schmeichelnder waren, da der Geist in ihnen die Sprache des Herzens führte.

Wäre freilich der König noch jung und von dem Feuer beseelt gewesen, das Kühnheit ertheilt und ihr Verzeihung bewirkt, so hätte ich eben nicht dafür stehen mögen, daß die junge, sittsame Gräfin immer ohne Gefahr den schlüpfrigen Punkt eines Tete-a-Tete überstanden hätte. Aber die

schwache, furchtsame, unsichre Begierde eines Mannes, den die Genüsse mehr als die Jahre gealtert hatten, bedurfte der Aufmunterung, und dazu eignete sich Sittsamkeit, Zurückhaltung und Bescheidenheit nicht. Die junge Frau fühlte das selbst recht gut. „Auch," sagte sie zu uns, „wird er mir nie etwas mehr seyn wollen als Freund; ich bin dessen gewiß und darauf baue ich."

Einst lenkte sie das Gespräch auf seine Mätressen, und fragte ihn, ob er jemals wahrhaft geliebt habe. — „Einmal in meinem Leben," sagte er, „die Frau von Chateauroux." — Und Frau von Pompadour?" — „Nein, nie habe ich Liebe für sie gefühlt." — „Gleichwohl haben Sie sie so lange behalten, als sie lebte." — „Ich mußte es; die Verabschiedung wäre für sie der Tod gewesen." — Dieß Geständniß war eben nicht verführerisch. Auch fühlte Frau von Séran sich nie geneigt, die Stelle einer Frau einzunehmen, mit welcher der König nur aus Mitleid nicht gebrochen hatte.

So stand ihr Verhältniß zu ihm, als sie und ich Alles verließen, um unsre kranke hinwelkende Freundin ins Bad zu begleiten.

Frau von Séran empfing regelmäßig alle Posttage einen Brief vom Könige durch Janel; ich bekam sie, wie die Antworten, so lange die Correspondenz dauerte, alle zu sehen, und war Augenzeuge von der Reinheit dieser Verbindung. Die Briefe des Königs waren voll Ausdrücke, die keine Zweideutigkeit zuließen: „Sie sind nur zu

achtungswerth! ... Erlauben Sie mir, Ihnen die Hände zu küssen... Verstatten Sie mir wenigstens in der Entfernung, Sie zu umarmen." Er meldete ihr den Tod des Dauphins, den er unsern heiligen Helden nannte, und sagte ihr, daß nur sie den Tröstungen fehle, deren er bei einem so schmerzlichen Verlust bedürfe. So war seine Sprache, und zu dem Zwang, auf eine solche Art den Styl eines beglückten Liebhabers zu verstellen, hätte er sich gewiß nicht verstanden. Ich werde noch einmal auf diese Briefe zurückkommen, wenn ich von ihrem Eindrucke auf einen Geist spreche, der minder leicht als der meinige zu überreden war. Für jetzt bemerke ich nur, daß dem König in seinem Alter eine Verbindung nicht mißfiel, die auf Empfindungen des Herzens beruhte, und die für ihn einen um so anziehenderen und wohlthuenderen Reiz hatte, da sie ihm neu war, und ohne seine Eitelkeit zu verletzen, seine feinern Gefühle beschäftigte.

Das Aufsehen, welches Belisar gemacht, und der Ruf, den mir die moralischen Erzählungen im nördlichen Europa erworben, hatten mich schon vortheilhaft ausgezeichnet: ein für mich ehrenvoller Vorfall trug von neuem dazu bei. Eines Morgens, als ich vor dem Hotel vorbei ging, wo der Ridotto gehalten wurde, hörte ich mich bei Namen rufen. Ich schaute auf, und erblickte an dem Fenster, aus dem die Stimme kam, einen Mann, der mit dem Ausruf: „Ja, er ist es!" verschwand. Ich hatte ihn nicht erkannt, aber

faſt in demſelben Moment ſah ich ihn aus dem Hotel auf mich zufliegen und mit den Worten: „Welch ein glücklicher Zufall!“ in ſeine Arme ſchließen. Es war der Prinz von Braunſchweig. „Kommen Sie,“ ſetzte er hinzu, „ich muß Sie meiner Gemahlin vorſtellen; ſie wird eine große Freude haben.“ — „Madam,“ ſagte er, indem er mich bei ihr einführte, „Sie haben ſo ſehr gewünſcht, den Verfaſſer des Beliſar und der moraliſchen Erzählungen kennen zu lernen. Hier iſt er.“ Der Empfang ſeiner Gemahlin, einer Schweſter des Königs von England, war eben ſo herzlich, als die Art, womit mich der Prinz ihr vorſtellte. In dieſem Augenblick erwartete ſie der Magiſtrat an dem Brunnen, um ihn in ihrer Gegenwart öffnen zu laſſen, und ihnen zu zeigen, wie der reine Schwefel ſich unter der Steinplatte des Waſſerbehälters zu Tropfſtein anſetzt: eine Ehrenbezeugung, die nur Perſonen vom erſten Range wiederfuhr. „Gehen Sie immer ohne mich,“ ſagte der Prinz zu ſeiner Gemahlin; „ich werde die Zeit angenehmer mit Marmontel zubringen.“ Ich wollte es ablehnen, aber ich mußte bei ihm wenigſtens eine volle Viertelſtunde unter vier Augen bleiben, in welcher er mit vieler Wärme von den Gelehrten ſprach, die er zu Paris gekannt, und von den frohen Stunden, die er mit ihnen verlebt hätte: „Stunden,“ ſagte er, „deren Rückerinnerung ihn nur der Gedanke trübe, daß er der Hoffnung entſagen müſſe, uns unſerm Vaterlande zu entlocken, da kein Fürſt Europens

reich und mächtig genug seyn, uns für das Glück, mit einander zu leben, zu entschädigen. Nur durch die Aeußerung, daß auch ich der Oeffnung des Brunnens beizuwohnen wünschte, brachte ich ihn endlich dahin, daß er sich zur Quelle begab, und ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten.

Da sie schon den folgenden Morgen abreisen wollten, lud die Prinzessin mich ein, den Abend mit ihnen auf dem Ridotto zuzubringen. Sie tanzte eben, als ich kam, und sogleich verließ sie den Tanz, den sie leidenschaftlich liebte, um mit mir zu schwatzen. Bis um ein Uhr nach Mitternacht blieben wir, sie, ihre Gesellschaftsdame (Miß Stuart) und ich, beisammen, und unterhielten uns von Gegenständen, worüber die Prinzessin mich zu befragen die Güte hatte. Ihre Herablassung kann mich getäuscht haben, aber mir wenigstens schien sie viel natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Geistes zu besitzen. „Wie müssen Sie," sagte ich zu ihr, „erzogen seyn, um diese himmlische Einfalt des Charakters sich bewahrt zu haben? Wie wenig gleichen Sie den Personen ihres Ranges, welchen ich mich habe nähern können!" — „Ich will es Ihnen erklären," sagte (Miß Stuart): „an Ihrem Hofe lehrt man die Fürsten herrschen, an dem unsrigen die Herzen gewinnen."

Ich mußte der Prinzessin noch versprechen, sie während ihres Aufenthalts in England zu besuchen. „Ich werde Sie dort aufführen," waren ihre eigenen Worte, „und Sie dem Könige,

meinem Bruder, vorstellen." Ich versprach ihr, den Fall unbesiegbarer Hindernisse ausgenommen, ihr in London meine Aufwartung zu machen, und beurlaubte mich von ihr und ihrem Gemahl, wahrhaft von den Beweisen ihrer Güte durchdrungen. Stolzer war ich nicht dadurch geworden, aber in dem Zirkel der Ridotto glaubte ich zu bemerken, daß ich mehr geachtet war. Freilich, meine Kinder, sieht es der Eitelkeit etwas ähnlich, daß ich euch dieß Alles so umständlich erzähle; aber ihr sollt auch bloß daraus sehen, daß man mit einigem Talent und einem anständigen und anspruchlosen Betragen sich überall Achtung erwirbt.

Obgleich nicht krank, gebrauchten Frau von Séran und Frau von Marigny doch häufig zum Vergnügen das Bad, und ich hörte sie von ihrer jungen Baderin als von einem Modell sprechen, welches die Bildhauer zu einer Atalante, Diane oder Venus mit Entzücken würden gewählt haben. Mein Hang zu den Künsten flößte mir den Wunsch ein, dieß so gepriesene Modell kennen zu lernen. Ich ging zu der jungen Baderin, und fand sie in der That schön und eben so sittsam als schön. Wir machten mit einander Bekanntschaft. Eine ihrer Freundinnen, die bald auch die meinige wurde, erlaubte uns zuweilen in ihrem kleinen Garten zu vespern. Dieser Umgang mit Personen vom niedern Stande näherte mich wieder der Natur, und gab mir das nöthige Gleichgewicht des Geistes, um mir Freiheit und Ruhe des Gemüths bei meinen beiden jungen Damen zu bewahren:

ein Verhältniß, welches sonst sie doch am Ende aufs Spiel gesetzt hätte. Uebrigens waren diese Zusammenkünfte nicht kostspielig für mich. Einige schmackhafte Kuchen und eine Flasche Moslerwein bestritten den Aufwand unsers kleinen Mahles, und Madame Filleul, die ich zur Vertrauten gemacht, steckte mir heimlich Fläschchen Malaga zu, die ich und ihre Baderin auf ihre Gesundheit leerten.

Leider erlitt diese Gesundheit, die, allen Verstoßen gegen die Diät ungeachtet, sich durch die Wunderkraft des Bades erhielt, bald eine verderbliche Erschütterung.

Herr von Marigny kam von seiner Reise nach Holland zurück, in der Absicht, seine Frau nach Paris abzuholen. Auf den Wunsch der Madame Filleul jedoch, ihre Tochter noch bis zu dem nicht fernen Schluß der Badezeit bei sich zu behalten, schien Herr von Marigny sich willig in dieses Verlangen einer kranken Mutter zu fügen; unsre jungen Damen beschlossen, ihn nach Spaa, das er auf einige Tage besuchen wollte, zu begleiten, und ich sollte die kleine Reise mit machen. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich darauf bestehen ließ, Madame Filleul Gesellschaft zu leisten, aber sie selbst nöthigte mich wider meinen Willen, dem Wunsch ihrer Tochter nachzugeben. Gleich zu Anfang kündigte sich diese Reise schlimm an. Zwei Polen aus dem Zirkel der jungen Damen, die Herrn Regewsky, hielten es für ihre Pflicht, ihnen zu Pferde das Geleit zu geben. Kaum sah Herr von Marigny sie am

Schlage courbettiren, so sank er in eine finstere Stimmung, und von diesem Augenblicke an ward die Wolke, die sich über uns erhob, immer größer und stürmischer.

Bei unsrer Ankunft in Spaa besuchte er indeß noch mit uns den Ridotto; aber je glänzender er die Gesellschaft fand, desto widriger ergriff ihn der Eindruck, den unsre jungen Damen bei ihrer Erscheinung machten, desto schwärzer färbte sich sein Verdruß. Um sich jedoch die demüthigende Rolle eines Eifersüchtigen zu ersparen, griff er zu einem allgemeinern Vorwand.

Ueber der Abendtafel, bei der er finster und schweigend saß, hatten Frau von Seran und seine Gemahlin lange in ihn gedrungen, ihnen die Ursachen seines Unmuthes zu sagen. Endlich antwortete er: er sähe nur allzuwohl, daß seine Gegenwart lästig fiele, daß er, alles Bestrebens ungeachtet, sich ihre Liebe zu erwerben, nicht geliebt wäre; daß man ihn hasse, ihn verabscheue; daß die Bitte der Mad. Filleul ein angelegter Plan sey; daß man sich seiner nur entbürden wolle, ihn nur nach Spaa begleitet hätte, um sich dort zu belustigen; er wäre nicht das Spiel dieser Gleißnereien, und wisse sehr wohl, daß seine Frau nicht die Zeit erwarten könne, wo er abgereist wäre. Sie nahm das Wort, und sagte ihm, er wäre ungerecht; weder sie noch ihre Mutter würden bei der mindesten Aeußerung, daß er sie ungern bei ihr ließe, seine Gefälligkeit haben mißbrauchen wollen; noch jetzt sogar, obgleich ihre Sachen zu

Aachen wären, sey sie entschlossen, mit ihm abzureisen. „Nein, Madam," sagte er, „bleiben Sie; es ist nicht mehr Zeit; ich verlange keine Opfer." — „Freilich," versetzte sie, „ist es ein Opfer, meine Mutter in ihrem Zustande zu verlassen; aber es gibt keines, das ich Ihnen zu bringen nicht bereit wäre." — „Ich will keines," wiederholte er, indem er aufstand. Frau von Séran wollte ihn zu besänftigen suchen. „Was Sie, Madam, betrifft," sagte er, „mit Ihnen spreche ich nicht; ich hätte Ihnen zu viel zu sagen. Nur darum bitte ich Sie, sich nicht zwischen mich und Madam Marigny einzumischen." Er entfernte sich rasch, und ließ uns alle wie betäubt. Nach einer kurzen Berathschlagung fanden wir es am besten, daß seine Frau zu ihm ging. Sie war bleich und schwamm in Thränen. In diesem Zustande hätte sie ein Felsenherz gerührt; er aber, aus Furcht erweicht zu werden, hatte befohlen, sie nicht vor ihn zu lassen, und mit Tagesanbruch die Postpferde bereit zu halten.

Pünktlicher gehorcht ward Keinem. Er würde auf der Stelle fortgejagt, stellte sein Kammerdiener vor, wenn er Madam vorließe, und in seinem Zorn wäre sein Herr zu den äußersten Mißhandlungen fähig. Wir hofften, der Schlaf werde sein Blut einigermaßen abkühlen, und ich verlangte bloß, daß man es mir sogleich anzeigte, wenn er aufgestanden wäre.

Ich hatte nicht geschlafen, und war noch in meinen Kleidern, als es mir gemeldet wurde. Ich

trat in sein Zimmer, und stellte ihm in den rührendsten Ausdrücken den Zustand vor, worin er seine Frau zurückließe. „Maske!“ erhielt ich zur Antwort, „Sie kennen die Weiber nicht; ich aber kenne sie und zu meinem Unglück.“ Die Gegenwart seiner Bedienten zwang mich zu schweigen. „Leben Sie wohl, mein Freund,“ drückte er mir die Hand, als er reisefertig war, „und bedauern Sie den Unglücklichsten aller Menschen. Leben Sie wohl.“ Und mit einer Miene, als ginge er zum Blutgerüst, stieg er in den Wagen, und fuhr davon.

Frau von Marigny's Schmerz ging jetzt in Erbitterung über. „Er stößt mich von sich, er will mich gegen sich empören; es soll ihm gelingen. Mein Herz neigte sich zu ihm; der Himmel ist mein Zeuge, ich würde ihn geliebt, mein Glück, meine Ehre darein gesetzt haben, ihn glücklich zu machen; aber er will es nicht; er hat geschworen, sich meinen Haß zu erzwingen.“

Wir blieben noch drei Tage in Spaa. Die jungen Weiber suchten ihren Trübsinn zu zerstreuen, und ich dachte über die unglücklichen Folgen nach, welche diese Reise haben könnte. Noch sah ich den schmerzendsten Kummer nicht voraus, den sie uns bereitete.

So wie das Blut in den Adern unsrer Kranken sich reinigte, bildete sich allmählig über ihre Haut und über ihren ganzen Körper ein Schorf, der von selbst trocknete und abfiel. Dieß rettete sie, und seit dieser Auswurf des Bluts sich nach

außen zu vertheilen anfing, hatte ihr Arzt ihr Leben für geborgen gehalten. Sie aber, welcher der Schorf Ekel erregte, konnte das Abfallen desselben nicht erwarten, und bestrich sich, um es zu beschleunigen, während unsrer Abwesenheit den ganzen Körper mit einem Cerat. Sogleich hatte die Ausdünstung jener Feuchtigkeit aufgehört, die Schärfe war ins Blut zurück getreten, und wir fanden die Kranke in einem hoffnungslosern Zustande als je. Sie wollte nach Paris zurück, kaum vermochte sie die Reise auszuhalten.

Um ihre Kräfte möglichst zu schonen, machten wir nur kleine Tagereisen. In Lüttich, wo wir übernachteten, sah ich am folgenden Morgen einen Mann von ziemlich guter Miene zu mir ins Zimmer treten. „Mein Herr," redete er mich an, „ich hörte gestern Abend, daß Sie hier wären. Ich habe Ihnen die größten Verbindlichkeiten, und komme, Ihnen meinen Dank dafür zu sagen. Ich heiße Bassompierre, bin hier Buchhändler, und drucke Ihre Werke, von welchen ich durch ganz Deutschland einen starken Absatz habe. Von Ihren moralischen Erzählungen habe ich bereits drei starke Auflagen gemacht, und veranstalte jetzt die dritte vom Belisar." — „Wie, mein Herr," unterbrach ich ihn, „Sie stehlen mir die Frucht meiner Arbeit, und kommen her, sich dessen gegen mich zu berühmen!" — „Keinesweges," versicherte er, „Ihre Privilegien erstrecken sich nicht bis hierher. Lüttich ist ein Freiort; wir haben das Recht, Alles zu drucken, was gut ist;

darin besteht unser Handel. Wofern man Sie nur nicht in Frankreich bestiehlt, wo Ihr Privilegium gilt, so bleiben Sie noch immer reich genug. Erweisen Sie mir also die Gefälligkeit, bei mir zu frühstücken. Sie werden eine der schönsten Druckereien in Europa sehen, und mit der Behandlung Ihrer Werke zufrieden seyn." Dieß lockte mich, mit ihm zu gehn. Das Frühstück, das mich erwartete, bestand aus kaltem Braten und Fischen. Man bewirthete mich festlich. Ich saß zwischen den beiden Demois. Bassompierre, die, indem sie mir Rheinwein einschenkten, zu mir sagten: „Mein Herr Marmontel, was wollen Sie in Paris, wo man Sie verfolgt? Bleiben Sie hier, und wohnen Sie bei dem Papa; Sie sollen bei uns ein recht hübsches Zimmer finden. Wir werden Sorge für Sie tragen. Sie dichten dann ganz nach Ihrer Gemächlichkeit, und was Sie geschrieben haben, wird den folgenden Tag gedruckt." Ich fühlte mich fast versucht, den Vorschlag einzugehn. Beim Abschied machte mir Bassompierre, um mich für seine Diebereien zu entschädigen, ein Geschenk mit der kleinen Ausgabe des Moliere, die ihr jetzt leset: sie kostet mir zehn tausend Thaler.

In Brüssel hörte ich viel von einem ansehnlichen Gemälde-Cabinet, das sich dort befände, und ich bekam Lust, es zu sehen. Der Eigenthümer, der es gesammelt, nannte sich, wenn ich nicht irre, Chevalier Verüte, ein melancholischer, hypochondrischer Mann, der in dem festen Glauben, daß der mindeste Lufthauch ihm tödtlich

sey, sich in seinem Hause wie in einer Schachtel eingeschlossen hielt. Sein Cabinet öffnete sich nur Personen vom Range, oder Kennern von Ruf. Ich war keines von beiden, aber nach der Idee, die ich von ihm gefaßt, hoffte ich mir eine gute Aufnahme auszuwirken. Ich ließ mich bei ihm einführen: „Wundern Sie sich nicht, mein Herr," sagte ich zu ihm, „daß ein Gelehrter, der in Paris mit den berühmtesten Künstlern und Liebhabern der Künste umgeht, nicht vor ihnen erscheinen mag, ohne ihnen Nachrichten von einem Manne zu bringen, für welchen sie sämmtlich die ausgezeichnetste Achtung hegen. Sie erfahren es, daß ich über Brüssel gereist bin, und würden es mir nie verzeihen, daß ich es versäumt hätte, mich nach dem Zustande Ihrer Gesundheit zu erkundigen." — „Ach, mein Herr," sagte er, „meine Gesundheit ist höchst elend;" und nun ging er in eine umständliche Zergliederung seiner Nervenzufälle und der außerordentlichen Schwäche seiner Organe ein. Ich hörte ihm aufmerksam zu, empfahl ihm dringend, sich zu schonen, und wollte mich empfehlen. „Wie, mein Herr," rief er, „Sie wollen gehen, ohne einen Blick auf meine Gemälde zu werfen?" — „Ich verstehe mich auf Gemälde nicht," erwiederte ich, „und es lohnt bei mir der Mühe nicht, die es Ihnen verursachen würde, sie mir zu zeigen." Indeß ließ ich mich von ihm herumführen, und das erste Gemälde, worauf er mich aufmerksam machte, war eine sehr schöne Landschaft von Berg-

hem. „Ach," rief ich aus, „ich hielt es anfangs für ein Fenster, wodurch ich das Feld und die herrlichen Heerden erblickte." — „In der That," sagte er mit Entzücken, „ein schöneres Lob dieses Gemäldes habe ich noch von Keinem gehört." Ich äußerte gleiches Erstaunen und gleiche Täuschung, als er mich zu einem Glasschrank führte, in welchem ein Gemälde von Rubens: seine drei Frauen in Lebensgröße, verschlossen war; und so ließ ich, während er mich herumführte, der Reihe nach die auffallendsten Eindrücke der Wahrheit an mir blicken. Er ward nicht müde, mir Stoff zu neuen Ueberraschungen zu geben, und ich ließ ihn vollauf sich an ihnen weiden, so daß er mir endlich sagte, mein natürliches Gefühl urtheile besser über seine Gemählde als die Kunsteinsichten von Manchen, die sich für Kenner ausgäben, und Alles musterten, ohne Etwas zu fühlen.

Zu Valenciennes wäre eine Neugierde andrer Art bald für mich unglücklich abgelaufen. Da wir zeitig angekommen waren, glaubte ich, den übrigen Theil des Abends nicht besser anwenden zu können, als auf die Wälle zu gehn, um die Festungswerke zu sehen. Plötzlich kam einer der wachthabenden Offiziere an der Spitze eines Pikets auf mich zu, und fuhr mich mit der Frage an: „Was machen Sie hier?" — „Ich gehe umher und betrachte mir die trefflichen Festungswerke." — „Wissen Sie nicht, daß es verboten ist, auf die Wälle zu gehn und die Werke in Augen=

schein zu nehmen?" — „Nein wahrlich, das wußte ich nicht." — „Woher sind Sie?" — „Aus Paris." — „Wer sind Sie?" — Ein Gelehrter, der nie eine Festung gesehen hat als in den Büchern, und neugierig war, eine in der Wirklichkeit zu sehen." — „Wo wohnen Sie?" — Ich nannte ihm das Wirthshaus und die drei Damen, welche ich begleitete, nebst meinem Namen. — „Sie haben die Miene eines ehrlichen Mannes," sagte er endlich, „entfernen Sie sich." Ich ließ es mir nicht zweimal sagen.

Als ich mein Abentheuer unsern Damen erzählte, erschien der Platzmajor, um als ein alter Schützling der Frau von Pompadour der Schwägerin seiner Wohlthäterin die Aufwartung zu machen. Er war bereits von dem Vorfall benachrichtigt, und sagte mir, ich könne mich glücklich schätzen, daß man mich nicht in Verhaft genommen hätte, erbot sich jedoch, mich den folgenden Tag selbst herum zu führen. Ich nahm sein Erbieten mit Dank an, und hatte das Vergnügen, alle Außenwerke der Stadt ganz nach Gefallen und ohne Gefahr zu durchstreichen.

Bald nach unsrer Ankunft in Paris hatten wir den Schmerz, Mad. Filleul zu verlieren. Nie hat der Tod Jemand gefaßter und ruhiger gefunden. Diese Frau besaß einen Charakter von sehr seltener Art; mit einem Geiste ausgestattet, dessen Scharfblick, Lebhaftigkeit und Feinheit durchdringend war, hatte sie auch nicht den mindesten Zug von List oder Verstellung. Nie bemerkte ich

an ihr weder die Selbsttäuschungen noch die Eitelkeiten ihres Geschlechts. Sie hatte ihre Weiblichkeiten, aber sie waren einfach und natürlich, unabhängig von Einfällen und Launen. Ihre Empfindungen waren zugleich lebhaft und ruhig; warm genug, um liebevoll und gutthätig zu seyn, aber nicht in dem Grade, sie zum Ball ihrer Leidenschaften zu machen. Sanft, gemüthlich und beständig in ihren Zuneigungen, überließ sie sich ihnen, ohne sich ihnen je unbegrenzt hinzugeben. Sie betrachtete die Welt und das Leben wie ein Spiel, dessen Zusehen ihr Vergnügen machte, und das man gelegentlich mitzuspielen wissen müsse, ohne, sagte sie, zu betriegen noch sich betriegen zu lassen; und so benahm sie sich auch, wenig aufmerksam auf ihr eigenes — aber desto sorgsamer für das Interesse ihrer Freunde. Kein Ereigniß brachte sie aus der Fassung; und in allen Lagen blieb ihr der Vortheil der Kaltblütigkeit und des ruhigen Blickes. Ohne Zweifel war sie es, welche die Frau von Séran auf die Bahn ihres Glückes geleitet hatte, aber sie lächelte nur zu der Treuherzigkeit, womit diese junge Frau sagte, daß sie selbst einen König, und hätte er über die ganze Welt zu gebieten, nicht zu ihrem Liebhaber möchte, wenn sie ihn nicht selbst liebte." — „Man wird auch," sagte sie dann, „für dich eigne Könige machen, in welche du dich verlieben kannst, und dich in Glückslagen setzen, wo du nichts weiter brauchst, als dir wohl seyn zu lassen." — „Freilich," erwiederte die junge Frau, „hättet ihr

alle es gern, daß ich allmächtig wäre, damit ihr nur von mir verlangen dürftet, was euch Vergnügen machte; aber während ihr euch hier erlustigtet, würde ich dort auf meiner Höhe lange Weile haben, und vor Unlust sterben, wie Frau von Pompadour." — „Wohlan denn, mein Kind, laß uns arm bleiben," sagte Mad. Filleul, „ich an deiner Stelle würde eben so dumm seyn;" und den Abend aßen wir frohen Muths unsre Hammelkeule, und lachten über die Hoheiten und Herrlichkeiten der Welt. — Mit eben diesem Gleichmuth, ohne vor dem Anblick des nahenden Todes zu erzittern, lächelte sie noch ihrer Freundin zu, als sie ihr das letzte Lebewohl sagte, und ihr Hinscheiden war nur ein sanftes Entschlummern.

Bei meiner Zurückkunft von Aachen hatte ich die Verurtheilung der Sorbonne an der Thür der Akademie und der Wohnung der Mad. Geoffrin angeschlagen gefunden. Aber die Schweizer im Louvre schienen sich mit einander verabredet zu haben, ihre Besen an diesem Wisch abzukehren. Die Censur ward nebst dem Mandat des Erzbischofs in den Pariser Kirchspielen von den Kanzeln verlesen, und in den Gesellschaften verspottet und verachtet. Weder der Hof noch das Parlament hatten sich in die Sache gemischt: man ließ mir bloß andeuten, daß ich das Schweigen beobachten sollte, und Belisar ward nach wie vor mit königlichem Privilegium gedruckt und verkauft. Aber ein viel schmerzhafteres Ereigniß als die Dekrete der Sorbonne erwartete mich bei meinem ersten Besuch zu Mai-

sons ein Ereigniß, das die Aufbietung meines ganzen Muthes erforderte.

Ich habe schon einer jungen Nichte der Mad. Gaulard erwähnt, und meiner süßen Gewöhnung, bei ihnen die Sommer und zuweilen auch die Winter zuzubringen. Die Gewöhnung war zwischen der Nichte und mir bald in Zuneigung übergegangen. Zwar waren wir beide nicht reich; aber durch den Einfluß unsers Freundes Bouret hielt es leicht, mir in Paris oder in der Provinz eine Stelle zu verschaffen, die uns ein bequemes Auskommen sicherte. Noch hatten wir unsre Hoffnungen und unsre Wünsche Niemanden entdeckt; aber die Freiheit, in der man uns beisammen ließ, und die Ruhe, womit Mad. Gaulard selbst unsrer Vertraulichkeit zusah, ließ uns nicht zweifeln, daß sie uns günstig sey. Bouret vorzüglich schien an unserm Verständniß so viel Gefallen zu finden, daß ich mich seiner gewiß hielt; sobald ich ihm nur, wie ich hoffte, seine vertraute Freundin in guter Gesundheit zurück geführt hätte, versprach ich mir seine Verwendung für mein Fortkommen und mein häusliches Glück.

Aber Madame Gaulard hatte einen Vetter, den sie zärtlich liebte, und dessen Glück schon gemacht war. Dieser Vetter verliebte sich in ihre Nichte, warb in meiner Abwesenheit um ihre Hand, und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Zu jung und schüchtern, um eine andre Neigung zu gestehn, ließ sie sich soweit ein, daß ich nur ankam, um ihrer Hochzeit beizuwohnen. Man er-

wartete die Dispensation von Rom, um sie zu vollziehen, und ich, als vertrauter Freund vom Hause, sollte Zeuge und Zuschauer von Allem seyn. Meine Lage war peinlich; die des Mädchens nicht minder; und so sehr wir uns auch zwangen, so begreife ich doch kaum, wie unsre Traurigkeit uns nicht den Augen der Tante und des künftigen Gatten verrieth. Glücklicherweise verstattete uns die Freiheit, die man auf dem Lande genießt, uns einige Worte des Trostes zu sagen, und einander gegenseitig den Muth einzuflößen, dessen wir so sehr bedurften. In solchen Fällen rettet die verzweifelnde Liebe sich in die Arme der Freundschaft: sie war unsre Zuflucht. Wir versprachen einander, wenigstens Freunde für das Leben zu seyn; und so lange unsre beiden Herzen so einander ihre Last erleichtern konnten, waren wir nicht unglücklich. Aber bis die unselige Dispensation von Rom anlangte, war es gut, daß ich mich entfernte; eine Gelegenheit dazu bot sich dar.

# Neuntes Buch.

Herr von Marigny, mit seiner Frau wieder ausgeglichen, kürzte seinen Aufenthalt zu Fontainebleau ab, um sie mit sich nach Ménars zu nehmen. Er wünschte meine Begleitung; seine Frau bat mich noch dringender darum. Zeuge ihrer Entzweiung, hoffte ich zu ihrer Wiedervereinigung beitragen zu können, und aus Dankbarkeit gegen ihn wie aus Freundschaft gegen sie willigte ich ein. „Sie können nicht glauben, mein Herr," schrieb er mir aus Fontainebleau, „welch eine Freude es mir macht, daß Sie mit nach Ménars kommen wollen. Fast dürfte ich auf die, welche Frau von Marigny darüber bezeigt hat, etwas eifersüchtig seyn."

Meine Gegenwart war ihnen auf dieser Reise nicht unnütz. Es stieg zwischen ihnen mehr als Ein Gewölk auf, das der Zertheilung bedurfte. Selbst unterwegs, indem er mit Lobeserhebungen von seiner Frau sprach, suchte er das Unrecht, das sie gehabt hätte, auf die Frau von Séran zu schieben. Aber seine Frau, die Charakter besaß, ver-

warf eine solche Entschuldigung. „Ich habe,“ sagte sie, „kein Unrecht gegen Sie gehabt, und es war ungerecht von Ihnen, daß Sie mir welches beimaßen; aber es ist noch ungerechter von Ihnen, meine Freundin anzuschuldigen.“ — „Haben Sie Achtung für sie, mein Herr“ fuhr sie fort, als ihm einige zu bittre und zu freie Bemerkungen über sie entschlüpften, „Sie sind es ihr, Sie sind es mir schuldig, und ich muß es Ihnen nur sagen, daß Sie nie sie beleidigen werden, ohne mich bis ins Herz zu verwunden.“

Auch bot in der That Frau von Séran im vertrauten Gespräch mit ihrer Freundin Alles auf, ihr Sanftmuth, Nachgiebigkeit, und wo möglich Liebe für einen Mann einzuflößen, der, sagte sie, liebenswürdige Eigenschaften besäße, und dessen Heftigkeit und Reitzbarkeit nur der Milderung bedürfe, um aus ihm einen sehr guten Ehemann zu machen.

Etwas Festigkeit und Selbstständigkeit war jedoch gegen einen Mann nothwendig, der, selbst ohne Furcht und Rückhalt, bei Andern mit seinem Charakter verwandte Züge zu schätzen wußte. Wir nahmen also gegen ihn den Ton einer ruhigen und milden, aber festen Vernunft an, und mir glückte das Amt eines Vermittlers zwischen ihnen so wohl, daß ich sie in einem guten Verständniß mit einander verließ. Aber was ich gesehn, und vorzüglich, was mir die junge Frau zuweilen vertrauet hatte, ließ mich voraus sehen, daß diese Gatten wohl einander achten, nie aber lieben würden.

Im folgenden Frühjahr begleitete ich sie wie-

der auf ihrer Reise nach Tourraine. Dießmal hatte ich das Vergnügen, Herrn von Marigny völlig mit Frau von Séran ausgesöhnt zu sehen; einige Anwandlungen von Eifersucht auf die Vertraulichkeit der beiden Frauen ausgenommen, benahm er sich gegen sie ganz artig. Mit mir als Vermittler war er so zufrieden, daß er mir auf zeitlebens ein hübsches Landhaus in der Nähe von Ménars anbot. Ein kleines Wäldchen, ein Garten, ein Bach mit dem reinsten Wasser, ein einladender Ruhesitz am Ufer der Loire — wie war das Alles so lockend! Aber es hätte mich gefesselt, und ich wollte mir keine Fessel anlegen.

Von Ménars zurück, begab ich mich wieder nach Maisons, das für mich so manche Reize hatte! Ich liebte alle seine Bewohner, und schmeichelte mir, wieder von ihnen geliebt zu werden. Freier und ungewungener wäre ich nicht in meiner eigenen Wohnung gewesen. Wer von meinen Freunden mich besuchen wollte, kam nach Maisons, und ward wohl aufgenommen. Am meisten gefiel sich dort der Graf von Creutz, auch war er dort am liebsten gesehn, da er bei sehr seltnen Eigenschaften des Geistes einfach und gutmüthig war.

Ein Wäldchen nahe bei Alfort war der Ruheort auf unsern Spatziergängen. Hier erweiterte sich seine Seele und entfaltete sich vor mir. Die Empfindungen, die ihn durchströmten; die Ansichten, die Scenen, die Beobachtung und Studium der Natur seinem Gedächtniß eingedrückt hatten, und von welchen seine Phantasie eine rei=

che, endlose Gallerie war; die hohen Ansichten, die er dem Nachdenken entschöpft, und die er in mich überströmte, er mochte von Politik oder Moral, von Menschen oder Dingen, von Wissenschaften oder Künsten sprechen, hielten mich Stunden lang an seiner Seite wie in Bezauberung. Am beredtesten und am liebsten ergoß er sich über sein Vaterland und seinen König — Schweden und Gustav — die beiden Gegenstände seiner Vergötterung, und das begeisterte Gefühl, womit er sie mir lobpreisend schilderte, bemächtigte sich meiner Phantasie in dem Grade, daß ich ihm mit Freuden über das baltische Meer gefolgt wäre.

Liebe zur Musik war seine vorherrschende Neigung. — Gutthätigkeit die Tugend, die seiner Seele vor andern verschwistert war.

Eines Tages beschwor er mich bei unsrer Freundschaft, einem jungen Menschen beizuspringen, der, wie er sagte, in Verzweiflung und auf dem Punkt sey, sich ins Wasser zu stürzen, wenn ich ihn nicht rettete. „Es ist ein Musikus," setzte er hinzu, „voll Talent, und dem, um in Paris sein Glück zu machen, nichts weiter fehlt, als eine hübsche komische Oper. Er kommt aus Italien, und hat schon zu Genf einen Versuch gemacht. Er brachte eine Oper mit, der eine Ihrer Erzählungen (les Mariages Samnites) zum Grunde gelegt ist: die Direktoren der Oper haben sie gehört und verworfen. Der unglückliche junge Mensch ist in der äußersten Verlegenheit; ich habe ihm einige Louis d'or vorgestreckt: mehr kann ich nicht thun; als

die höchste Gunst hat er sich von mir erbeten, ihn an Sie zu empfehlen."

Bis dahin hatte ich noch keinen Versuch gemacht, der meinem Ideal von einer französischen, der italienischen Musik angemessenen Oper, sich genähert hätte; ich glaubte selbst nicht, daß ich Talent dazu besäße; indeß um mich dem Grafen gefällig zu bezeigen, hätte ich das Unmögliche unternommen.

Ich hatte grade damals auf meinem Schreibtisch eine Erzählung von Voltaire (l' Ingénu), und glaubte, in ihr Stoff zu einer kleinen komischen Oper zu finden. „Ich will versuchen," sagte ich zum Grafen, ob ich ihn dramatisch bearbeiten, und ihn zu Empfindungen und Gemälden benutzen kann, die sich für den Gesang eignen. Kommen Sie in acht Tagen wieder, und bringen Sie den jungen Mann zu mir."

Ich war schon zur Hälfte fertig, als sie kamen. Gretry war vor Freuden außer sich, und begann sein Werk, indeß ich das meinige vollendete. Der Hurone erhielt allgemeinen Beifall, und Gretry, damals bescheidner und dankbarer als in der Folge, besorgt, sein Ruf möchte noch nicht genug gesichert seyn, bat mich, ihn nicht zu verlassen. Ich dichtete nun die Lucilie.

Der noch entschiednere Beifall, den diese erhielt, ließ mich für ein Schauspiel im Geschmack meiner Erzählungen eine günstige Aufnahme hoffen; mit einem Componisten und Schauspielern, die in meine Ideen eingingen, konnte ich Gemälde entwerfen, die in Ton und Farbe ge-

treu wieder gegeben wurden, und so faßte ich selbst eine Vorliebe zu dieser Art von Schöpfung; denn ich darf wohl sagen, daß ich, indem ich den Charakter der komischen Oper hob, sie zu einer neuen Gattung umschuf. Auf Lucilie folgte Sylvain; diesem der Freund vom Hause und Zemire und Azor; mit jedem neuen Versuch stieg gemeinschaftlich unser beiderseitiger Ruf. Nie hat eine Arbeit mir einen reinern Genuß gewährt. Meine Lieblingsschauspieler, Clairval, Caillot, Mad. la Rüette hatten über ihr Theater zu gebieten. Wir dinirten bei Mad. la Rüette; ich las dann meine Verse, und Gretry sang seine Musik. War beides in diesem kleinen Conseil genehmigt, so ward Alles zur Aufführung vorbereitet, und nach zwei oder drei Proben das Stück gegeben.

Das Verfahren unsrer Schauspieler war gegen uns im höchsten Grade aufrichtig. Sie wußten, was zu ihren Rollen so wohl als zu ihrem Gesange erfordert wurde, und ihr Vorgefühl von dem, was Effekt machen würde, traf noch richtiger als das unsrige. Ich wenigstens nahm nie Anstand, ihrer Meinung zu folgen; zuweilen sogar beschuldigten sie mich, zu gefügig zu seyn. Zum Beispiel: in der Zwischenzeit zwischen Lucilie und Sylvain hatte ich eine meiner Erzählungen: den Kenner betitelt, in eine komische Oper von drei Akten umgeschmolzen. Ich las sie unserm kleinen Ausschuß vor. Gretry war von ihr entzückt; Mad. la Rüette und Clairval bezeig-

ten laut ihren Beifall; nur Caillot blieb kalt und stumm. Ich zog ihn bei Seite: „Sie sind mit dem Stück nicht zufrieden, sagen Sie mir Ihr Urtheil ohne allen Rückhalt.“ — „Nach meiner Meinung,“ erwiederte er, „ist es nur ein Diminutivum von der Métromanie, das Lächerliche der Schöngeisterei für ein Parterre wie das unsrige nicht pikant genug, und das Stück möchte leicht durchfallen. — „Meine Herrn und Damen,“ trat ich nun wieder zum Kamin, an dem unsre Leutchen saßen, „wir sind alle nicht gescheidt, Caillot allein hat Recht,“ und damit warf ich mein Manuscript ins Feuer. Sie schrien, daß Caillot mich eine Narrheit begehen ließe; Gretry weinte vor Verdruß, und sah, als er mich begleitete, so trostlos aus, daß es mir durchs Herz gieng.

Der Wunsch, ihn wieder heiter zu sehn, ließ mich die Nacht nicht einschlummern; der Plan zum Sylvain und die ersten Scenen waren die Frucht meiner Schlaflosigkeit. Am Morgen schrieb ich sie nieder, als Gretry in mein Zimmer trat. „Ich habe die Nacht kein Auge geschlossen,“ sagte er zu mir. „Ich eben so wenig,“ erwiederte ich. „Setzen Sie sich, und hören Sie an.“ Ich las ihm meinen Plan und die zwei ersten Scenen. „Für diesesmal,“ fügte ich hinzu, „bin ich meiner Sache gewiß, und ich stehe Ihnen für den Erfolg.“ Er bemächtigte sich der beiden ersten Arien, und ging getröstet von mir.

So verwandte ich meine Muße, und der Ertrag einer leichten Arbeit vermehrte jährlich mein

kleines Vermögen; doch war es noch lange nicht so beträchtlich, daß Mad. Gaulard mich für eine anständige Partie für ihre Nichte halten konnte; sie verheirathete sie also, wie ich bereits gesagt habe, an einen Andern, und bald war dieser Zirkel, dem ich mich mit so viel Liebe angeschlossen hatte, zerrissen. Ein andrer Vorfall warf mich bald in neue Gesellschaften.

Natürlich hatte die Geschichte mit dem Belisar Mad. Geoffrin etwas kälter gegen mich gemacht, und bei ihrem jetzt sichtlichen Hange zur Devotion mußte es sie in einige Verlegenheit setzen, einen von der Sarbonne verurtheilten Autor bei sich zu behausen. So wie ich es bemerkte, schützte ich den Wunsch vor, eine bequemere Wohnung zu haben. „Es thut mir sehr leid," sagte sie, „daß ich Ihnen keine bessere Zimmer anbieten kann; doch hoffe ich, auch wenn Sie nicht mehr bei mir wohnen, Sie ferner noch zu meinen Freunden und zu den Diners zählen zu dürfen, die sie bei mir versammeln." Nach dieser Abschieds-Audienz eilte ich, aus ihrem Hause zu ziehn, und eine Wohnung, wie ich sie mir wünschte, ward mir von Frau von Séran in einem Hotel angeboten, das ihr der König geschenkt hatte. Ich nehme hier den Faden ihres Romans wieder auf.

Nach ihrer Rückkunft von Aachen hatte der König sie schmeichelhafter aufgenommen als je, ohne indeß etwas mehr zu wagen. Das Geheimniß ihrer zeugenlosen Zusammenkünfte war jedoch den spähenden Blicken des Hofes nicht entgangen;

und der Herzog von Choiseul, der von dem Könige durchaus Jede entfernen wollte, die sich nicht ganz von ihm leiten ließ, hatte sich über Frau von Séran einige freie und spöttische Bemerkungen erlaubt. So wie sie es erfuhr, beschloß sie, seinen Anspielungen ein Ende zu machen. Zu ihren Freunden gehörte der Hof-Banquier la Borde, der dem Herzog, welchem er sein Glück verdankte, ergeben war. Bei ihm und in seiner Gegenwart hatte sie eine Zusammenkunft mit dem Minister. „Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten," sagte sie zu ihm; „vorher aber hoffe ich es von Ihnen zu erlangen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich weiß, daß Sie sehr frei von mir sprechen; Sie zählen mich zu den Frauen, die darnach streben, das Herz des Königs zu besitzen, und sich auf seinen Geist einen Einfluß zu verschaffen, der Ihnen bedenklich scheint. Ich hätte mich für Ihre Reden rächen können; aber ich will Ihnen lieber Ihren Wahn benehmen. Der König wünschte mich zu sehen; ich habe mich diesem Wunsch nicht geweigert; wir haben besondre Unterredungen und eine fortgesetzte Verbindung mit einander gehabt. Dieß Alles wissen Sie; was Sie aber nicht wissen, sollen Sie aus den Briefen des Königs selbst erfahren. Hier sind sie; Sie werden in ihnen ein Uebermaaß von Güte finden, aber eben so viel Achtung für mich als Zuneigung, nichts aber, worüber ich erröthen dürfte. Ich liebe den König," setzte sie hinzu, „ich liebe ihn wie einen Vater, ich würde für ihn

mein Leben lassen; aber ein so mächtiger König er auch ist, wird er es doch nie von mir erhalten, daß ich ihn täusche, und mich selbst erniedrige, indem ich ihm gewähre, was mein Herz nicht gewähren kann noch will."

Der Herzog, nachdem er die Briefe gelesen und zurück gegeben hatte, wollte sich ihr zu Füßen werfen. „Verzeihung, Madam," sagte er, „ich gestehe, dem Schein zu viel Glauben beigemessen zu haben. Wohl hat der König Recht, daß Sie nur zu liebenswürdig sind. Jetzt sagen Sie, was Sie verlangen, und worin Ihnen der neue Freund nützlich seyn kann, den Sie auf Zeitlebens an sich gefesselt haben."

„Meine Schwester steht auf dem Punkt, sich zu verheirathen; weder meine Eltern noch ich sind reich genug, sie auszustatten."

„So muß denn," erwiederte er, „der König die Sorge übernehmen; ich werde ihr auf den königlichen Schatz eine Anweisung von zwei hundert tausend Livres auswirken." — „Nein, mein Herr. Weder ich noch meine Schwester verlangen Summen, auf die wir uns keine Ansprüche erworben haben und nie erwerben können. Bloß auf eine Stelle, auf welche Herr de la Barthe durch seine Dienste ein Recht hat, beschränkt sich unser Wunsch, und unser Gesuch bloß auf seine Begünstigung vor andern Offizieren, die mit ihm gleiche Ansprüche theilen." Ihr Gesuch ward ihr leicht bewilligt. Für sich aber wollte sie von dem Könige schlechterdings nichts annehmen, als das kleine

Hotel, in welchem sie mir eine Wohnung anbot.

Im Begriff einzuziehn, sah ich mich genöthigt, einer andern den Vorzug zu geben; und zwar durch folgenden Zufall.

Meine alte Freundin, Dem. Clairon, hatte das Theater verlassen und ein ziemlich großes Haus bezogen; sie wünschte mich um sich zu haben. Zwar wußte sie, daß ich schon der Frau von Séran zugesagt hatte; aber bekannt mit ihrer gefälligen Gemüthsart, ging sie ohne mein Wissen zu ihr, erzählte ihr mit ihrer theatralischen Beredsamkeit die unwürdige Behandlung, die sie von den königlichen Kammerherrn erlitten, und die empörende Undankbarkeit, womit das Publikum ihre Anstrengungen und ihre Talente vergolten hätte. Ihren alten Freund um sich zu haben, würde ihr in ihrer einsamen Abgeschiedenheit der süßeste Trost gewesen seyn. Sie hätte einige sehr bequeme Zimmer frei stehen; sie wüßte gewiß, daß ich sie annehmen würde, hätte nicht schon die Gräfin mein Wort. Sie bäte sie also um die großmüthige Gefälligkeit, selbst den Vertrag mit mir aufzuheben, und die Umtauschung meiner Wohnung von mir zu verlangen. „Sie, Madam," setzte sie hinzu, „sind mit Glückseligkeiten jeder Art umringt; mir hingegen bleibt keine andre, als die ich in dem steten und vertrauten Umgange mit einem wahren Freund finden kann. Sie haben ein viel zu gutes Herz, um mich dieser einzigen zu berauben."

Frau von Séran, schon halb gewonnen,

hatte mich doch im Verdacht des Einverständnisses; ich versicherte sie des Gegentheils. In der That auch hätte ich die Zimmer bei ihr, die sie für mich einrichten ließ, vorgezogen; ich wäre freier und nur zwei Schritte von der Akademie entfernt gewesen, was allein schon bei schlimmer Witterung für mich unbezahlbar war, da ich hingegen, wohnte ich bei Dem. Clairon, über den ganzen Pont-Royal mußte. Mit leichter Mühe überzeugte ich also Frau von Séran, daß es in jeder Rücksicht ein Opfer sey, welches man von mir verlangt hätte. „Nun wohl," sagte sie, „so müssen Sie es bringen; Dem. Clairon hat Rechte auf Sie, die ich nicht habe."

Ich zog also zu meiner alten Freundin, bemerkte aber gleich in den ersten Tagen, daß, ein kleines Hinterstübchen ausgenommen, meine neue Wohnung für einen Mann von Geistesarbeiten wegen des rasenden Gerassels der Kutschen und Fuhrwagen über die Brücke hin unbewohnbar war. Es war die befahrenste Straße von allen Holz- und Steinladungen, die nach Paris geführt wurden. So verwirklichte dieses Tag und Nacht nicht abreißende Zusammenschüttern des Steinpflasters eines abschüssigen Weges unter den Rädern der Fuhrwagen und dem Gestampf der unglücklichen Gäule, die sie nur kletternd hinauf und hinab zogen, verstärkt von dem fürchterlichen Geschrei der Fuhrleute und dem noch betäubendern Geknall ihrer Peitschen, mir Virgils Beschreibung des Tartarus:

Hinc exaudiri gemitus, et saeva sonare
Verbera: tum stridor ferri, tractaeque catenae.

Doch ließ ich, so viel ich auch von dieser Unbequemlichkeit litt, mir gegen meine liebe Hauswirthin nichts merken; auch ward ich durch die Annehmlichkeiten der liebenswürdigsten und ausgewähltesten Zirkel, so lange wir beisammen wohnten, *aufs* reichlichste entschädigt.

Sie erhielt oft Besuche von der Herzogin von Villeroy, Tochter des Dûc d' Aumont, der zur Zeit, als sein Vater mich verfolgte, mir sein Mißvergnügen über den ungerechten Haß desselben und sein Bedauern, ihn nicht besänftigen zu können, lebhaft bezeigt hatte.

Eines Abends, als sie meine Nachbarin verlassen hatte, sagte diese mir zu meiner großen Verwunderung: „Nun, Marmontel, Sie haben mir nie den Verfasser der Parodie des Cinna nennen wollen; jetzt weiß ich ihn;" und sie nannte Cûry (der damals nebst seiner Mutter und seinem Sohn bereits todt war). — „Und wer hat es Ihnen gesagt?" fragte ich verwundert. — „Eine Person, die es sehr bestimmt weiß, die Herzogin von Villeroy. Eben verließ Sie mich, und Sie waren der Zweck Ihres Besuchs; ihr Vater wünscht Sie zu sprechen." — „Mich! ihr Vater, der Dûc d' Aumont!" — „Er will Sie über die Schauspiele, die er bei der Vermählung des Dauphins am Hofe veranstalten soll, zu Rathe ziehn. Nur wünsche er, äußerte sie mir, daß Sie nicht des Vergangenen gegen ihn erwähnten. Gewiß,

habe ich ihr geantwortet, wird Marmontel nicht davon anfangen; aber er, Madam, hat er ihm nichts zu sagen von Bereuung, so ungerecht gegen ihn gewesen zu seyn; denn daß er wirklich ungerecht gewesen ist, kann ich Ihnen verbürgen." — „Ach, ich weiß es recht gut," sagte sie, „und mein Vater selbst weiß es. Die Parodie des Cinna war von Cüry, la Ferté hat es uns gesagt; er hat sie ihn vorlesen hören, aber so lange dieser Unglückliche lebte, ihn nicht verrathen wollen."

Ich konnte ihr nicht abläugnen, daß la Ferté die Wahrheit gesagt hatte; und neugierig, welche Haltung ein Mann, den sein eigenes Gewissen schuldig sprach, gegen mich annehmen würde, willigte ich in die Zusammenkunft ein, und ging zu ihm.

Ich fand ihn mit eben diesem la Ferté, dem Intendanten der Menus-Plaisirs, in der Prüfung eines Plans zu einem Feuerwerk begriffen. So wie er mich erblickte, entließ er jenen, und führte mich mit einer Lebhaftigkeit, die seine Verwirrung verbergen sollte, in sein Zimmer. Hier rückte er mit zitternder Hand einen Stuhl vor, und bat mich mit einem hastigen Wesen mich zu setzen. Die Herzogin von Villeroy hatte zu Demois. Clairon gesagt, daß ihr Vater in Verlegenheit wäre. Dieses Wort fiel mir wieder ein, und um das Gespräch einzuleiten, fing ich an. „Sie sind also,

mein Herr Dûc, sehr verlegen?" ... Ich sah ihn blaß werden, glücklicher Weise aber setzte ich hinzu: „wegen der Schauspiele, die bei Hofe sollen gegeben werden." — „Ja," sagte er, von seiner Bestürzung über jenen zweideutigen Ausdruck sich erholend, „sehr verlegen, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir behülflich seyn wollten, mich aus dieser Bedrängniß zu ziehn." Er schwatzte viel von den Schwierigkeiten eines Geschäftes der Art; wir durchliefen mit einander die Repertoirs, meine Rathschläge schienen seinen Beifall zu haben, endlich rückte er mit der Frage heraus, ob sich unter meinen Papieren nicht irgend ein neues Stück von mir selbst fände. Er hatte von Zemire und Azor sprechen hören, und bat mich, sie ihm vorzulesen; ich willigte ein unter der Bedingung, daß kein Dritter bei der Vorlesung zugegen wäre. Dieß veranlaßte eine zweite Zusammenkunft; da aber seine Gelehrsamkeit sich bis auf die Feenmärchen erstreckte, so machte er die Entdeckung, daß ich meiner Oper das Märchen: la Belle et la Bête zum Grunde gelegt hätte. „Diese Oper," sagte er, „kann ich bei der Vermählung des Dauphins schlechterdings nicht geben; man würde es für ein Epigramm halten." Er selbst hatte eines gemacht, und ich verschwieg es. Am merkwürdigsten war mir bei unsern beiden Zusammenkünften, daß diese so schwache und eitle Seele nicht den Muth hatte, mir die Bereuung ihrer Ungerechtigkeit und wenigstens den

Wunsch zu äußern, sie bei irgend einer Gelegenheit wieder gut machen zu können.

Um diese Zeit kam der Kronprinz von Schweden nach Paris; er wünschte den Verfasser des Belisar, für welchen er schon eine lebhafte Vorliebe gefaßt, und den er mit seinem Briefwechsel beehrt hatte, öfter und zeugenlos bei sich zu sehn. Ich machte ihm meine Aufwartung; und als er den Tod seines Vaters erfuhr, war ich der einzige Fremde, den er in den ersten Augenblicken seines Schmerzes vor sich ließ. Hier zeigte sich mir das seltene Schauspiel eines Jünglings, den es tief und aufrichtig bekümmert, König geworden zu seyn. „Ich in meinem Alter,“ sagte er zu mir, „belastet mit der Bürde einer Krone und mit Pflichten von einem Umfange, daß ich mich außer Stand fühle, sie zu erfüllen. Ich reise, um mir die Kenntnisse zu erwerben, deren ich so sehr bedurfte, und mit einemmal werde ich abgerufen, und ich muß zurück, ohne die Zeit gehabt zu haben, mit eignen Augen zu sehen, die Menschen kennen zu lernen, und fortan ist mit ihnen jeder vertraute Umgang, jede Verbindung, auf die ich bauen kann, untersagt. Ich muß auf Freundschaft und Wahrheit für immer Verzicht thun.“ — „Nein, Sire,“ versetzte ich, „die Wahrheit flieht nur die Fürsten, die sie von sich weisen, und ihre Stimme nicht vernehmen wollen. Sie lieben sie, und sie wird Ihnen zur Seite seyn; Ihr gefühlvolles Herz, Ihr aufrichtiger Charakter machen Sie würdig, Freunde zu besitzen; sie werden Ihnen nicht mangeln.“ —

„Die Menschen haben so selten welche, die Könige nie!" — „Hier ist einer, der Ihnen nie fehlen wird," sagte ich, indem ich auf den Baron von Creutz wies, der in einer Ecke eine Depesche las. — „Ja," sagte er, „nur auf ihn rechne ich; aber ich werde ihn nicht um mich haben; meine Angelegenheiten zwingen mich, ihn hier zu lassen."

Dieser kleine Dialog kann euch einen Begriff von meinen Unterhaltungen mit diesem jungen Fürsten geben, der mich täglich mehr bezauberte. Nachdem ich ihm einige Bruchstücke aus meinen Incas vorgelesen, ließ er mich durch seinen Minister um eine Abschrift ersuchen, und als sie gedruckt worden, erlaubte er mir, sie ihm zuzueignen.

In dem nehmlichen Jahre machte ich nach Croix-Fontaine eine sehr angenehme Reise, die aber sehr unglücklich endigte. Es ging an dieser Seite längs der ganzen Seine ein höchst bösartiges Faulfieber im Schwange. Zu Saint Port und zu Sainte Assise waren mehrere Personen daran gestorben, und zu Croix-Fontaine eine Menge Bedienten damit befallen. Die Gesundgebliebnen warteten ihre Kameraden; der meinige entzog sich diesem Geschäfte nicht, und ich selbst besuchte nicht selten die Kranken, wozu mich ein Gefühl der Menschlichkeit trieb, dessen Befolgung wenigstens ohne Nutzen war. Noch glaubte ich mich völlig gesund, als ich aus Paris aufgefordert wurde, der Aufnahme des Erzbischofs von Toulouse in der Akadamie beizuwohnen, die der Kö-

nig von Schweden mit seiner Gegenwart beehren wollte.

Schon den Tag nach meiner Ankunft fühlte ich mich wie zerschlagen; gleichwohl wohnte ich der Sitzung bei, und las sogar einige Bruchstücke aus den Incas, aber mit matter Stimme ohne Kraft und Ausdruck. Sie erhielten Beifall, doch bemerkte man mit Unruhe meine Erschöpfung. Den Abend befiel mich das Fieber; auch mein Bedienter legte sich, und wir beide schwebten vierzig Tage zwischen Tod und Leben. Dieß war die erste Krankheit, wovon Bouvard mich geheilt hat. Er behandelte mich mit der Sorgfalt eines Freundes. Auch Demois. Clairon hatte während meiner Genesung für mich die rührendste Aufmerksamkeit; sie war meine Vorleserin, und die Märchen der tausend und einen Nacht die einzige Lectüre, die mein schwaches Gehirn aushalten konnte.

Bald nachher verlor die Akademie Duclos, dessen Stelle als Historiograph von Frankreich mir ohne irgend ein Gesuch von meiner Seite übertragen wurde. Folgendem Umstand hatte ich es zu verdanken.

Als ich noch bei Mad. Geoffrin wohnte, besuchte mich Garville, der zu dem Zirkel der Dem. Clairon gehörte, und den ich als einen graden biedern Mann kannte. „Auf meinen Reisen in Bretagne," sagte er zu mir, „habe ich den Duc d'Aiguillon öfter gesehen, und Gelegenheit gehabt, ihn genau kennen zu lernen. Ich weiß aus guten Quellen, daß der Prozeß, den man gegen ihn er-

hoben, bloß ein Streich des Parteihasses und der Intrigue ist; gleichwohl, so sehr er auch das Recht auf seiner Seite hat, ist der Einfluß der Stände und des Parlaments von Bretagne so mächtig, daß er selbst zu Paris keinen finden kann, der seine Vertheidigung übernehmen möchte. Der Einzige, der es gewagt hat, ist ein junger Mensch ohne Aussichten, dessen Talent noch nicht gebildet ist, der sich aber eine Bahn brechen will. Er nennt sich Linguet. Er hat ein Memoire aufgesetzt, mit dem der Dûc sehr unzufrieden ist — ein schwülstiges, hochtrabendes Wortgepränge, ein Schwall lächerlich geschraubter Phrasen; es ist nicht möglich, ein so abgeschmacktes Geschwätz drucken zu lassen. Ich rieth dem Dûc, sich an irgend einen Gelehrten von Ruf zu wenden. Die Gelehrten, wandte er ein, sind alle wider mich eingenommen; sie sind meine Feinde. Ich kannte einen, versetzte ich, der nur Feind der Ungerechtigkeit und der Lüge ist, und nannte Sie. Er umarmte mich, und versicherte, daß ich ihm den größten Dienst erweisen würde, wenn ich Sie dazu bewegen könnte. Sie wissen nun meine und seine Bitte." — „Mein Herr," antwortete ich Garvillen, „meine Feder wird sich der Vertheidigung einer gerechten Sache nie versagen. Ist dieß mit dem Prozeß des Dûc d'Aiguillon der Fall, so kann er auf mich rechnen. Er vertraue mir seine Papiere. Erst nachdem ich diese durchgesehn, kann ich Ihnen bestimmt sagen, ob ich für ihn arbeiten kann. Aber sagen Sie ihm, daß

ich mit dem nehmlichen Eifer, den ich zu seiner Vertheidigung aufbieten werde, die Sache jedes Bürgers verfechten würde, der in einem ähnlichen Fall sich an mich wendete. Doch mache ich es im voraus zur Bedingung, daß mein Name verschwiegen bleibt, und daß von Dank und Erkenntlichkeit nie die Rede ist; ich will ihn sogar nicht einmal sehen."

Sarville berichtete Alles getreu, und brachte mir am folgenden Tag die Linguetsche Schutzschrift nebst den Aktenstücken. Aus den letztern glaubte ich wirklich zu sehen, daß der Prozeß nur aus persönlicher Feindschaft und Erbitterung angesponnen sey; die Schutzschrift fand ich aber völlig so, wie sie mir geschildert worden; ich mußte sie umschmelzen. Was irgend bleiben konnte, ließ ich stehen, und brachte nur Ordnung und Klarheit hinein. Die Auswüchse eines schwülstigen, von widerstreitenden Metaphern strotzenden Styls wurden gestrichen, und an die Stelle einer überspannten Sprache ein einfacher und natürlicher Ausdruck gesetzt. Diese Verbesserung des Vortrags bewirkte allein schon eine glückliche Umänderung; denn von Seiten des Styls vorzüglich war der Aufsatz anstößig und lächerlich. Doch fügte ich noch einige Stellen von meiner Hand hinzu, wie z. B. den Eingang, in dem Linguet einen unerträglichen Stolz gelegt hatte, und den Schluß, worin die Zusammenfassung der Beweisgründe vernachläßigt war.

Der Duc d' Aiguillon war mit meiner Arbeit sehr zufrieden. Er ließ Linguet zu sich kommen.

„Ich habe,“ sagte er zu ihm, „Ihren Aufsatz gelesen, und einige Veränderungen in ihm gemacht, die ich von Ihnen genehmigt wünschte.“ Linguet las und sprudelte vor Wuth auf. „Nein, Herr Dûc, nein, das ist nicht von Ihnen, ein Kunstverständiger hat die Hand an mein Werk gelegt. Sie haben mich auf der empfindlichsten Seite verwundet, Sie wollen mich entehren. Aber ich bin Niemandes Schüler, und Niemand hat das Recht, mich zu meistern. Nur mein Werk unterzeichne ich, und dieß hier ist nicht mehr das meinige. Suchen Sie sich einen andern Sachwalter, ich mag es nicht seyn.“ Er wollte fort; der Dûc, der sich in seiner Gewalt sah, da kein andrer seinen Namen hergeben wollte, hielt ihn zurück, und überließ es ihm, mit dem ungeänderten Aufsatz nach Gefallen neue Veränderungen vorzunehmen. Alle Seiten, die von mir waren, wurden gestrichen, der Eingang und der Schluß neu ausgearbeitet, die Ordnung, die ich in alles übrige gebracht hatte, jedoch beibehalten, und die von mir gemerzten Auswüchse des Styls sämmtlich weggelassen; mithin wurde meine von ihm verworfene Arbeit gleichwohl von ihm benutzt. Doch ruhete er nicht, bis er den Urheber der Veränderungen entdeckt hatte; und so wie ihm dieß, ich weiß nicht auf welche Art, geglückt war, ward er von Stund an mein bitterster Feind. Ein Journal, das er in der Folge herausgab, strömte von den Ergießungen der Wuth über, in die ihn mein Name versetzte.

Bei alle dem fühlte der Dûc d'Aiguillon recht wohl, wie viel der Aufsatz durch mich gewonnen hatte, und drang Garvillen, mich zu ihm zu führen, „um," sagte er, „wenigstens das Vergnügen zu haben, mir selbst danken zu können." Nach langem Weigern nahm ich endlich die Einladung an, und speiste einen Mittag bei ihm. Seitdem hatte ich ihn nicht wieder gesehn, als ich folgendes Billet von ihm erhielt: „Ich habe, mein Herr, so eben bei dem Monarchen um die durch Herrn Dûclos Tod erledigte Stelle eines Historiographen von Frankreich für Sie angesucht; Sr. Majestät hat sie Ihnen bewilligt. Ich eile, Sie davon zu benachrichtigen, damit Sie dem Könige ihren Dank abstatten."

Diese Gunstbezeigung, deren Veranlassung unbekannt war, brachte meine Feinde am Hofe zum Schweigen; und der Herzog von Dûras, der über la Belle et la Bête mit dem Dûc d'Aumont nicht gleiche Bedenklichkeit hatte, verlangte im Jahr 1771 Zemire und Azor von mir, um sie zu Fontainebleau aufführen zu lassen. Sie erhielt einen unerhörten Beifall, freilich nicht ohne die Gefahr, ausgepocht zu werden. Der Freund vom Hause, der in dem nehmlichen Jahre daselbst gegeben wurde, fand dagegen eine sehr kalte Aufnahme. Sobald ich die Ursache davon einsah, half ich ihr ab, und das Stück ward zu Paris mit so viel Beifall aufgenommen wie Zemire und Azor. Das sind freilich Kleinigkeiten; da sie aber für

mich ein Interesse hatten, so werden sie auch einiges für meine Kinder haben.

Als Zemire und Azor zu Fontainebleau angekündigt war, lief das Gerücht, das Stück wäre nichts, als eine dramatisirte Bearbeitung des Märchens: la Belle et la Bête, und der Held in demselben würde auf vier Beinen kriechen. Ich hatte für die Decorationen und die Kleidung eine sehr ausführliche Anweisung gegeben, und zweifelte nicht, sie befolgt zu sehn. Aber weder der Schneider, noch der Decorateur hatten es der Mühe werth gehalten, sie zu lesen, und nach jenem Märchen ihre Einrichtungen getroffen. Meine Freunde waren für die Aufnahme des Stücks besorgt; Gretry schien niedergeschlagen; Clairval selbst, der alle übrige Rollen von mir so willig übernommen hatte, äußerte eine Abneigung gegen diese. Ich fragte ihn um die Ursache. „Wie ist es möglich," sagte er, „eine Rolle anziehend darzustellen, worin man scheußlich ist?" — „Scheußlich? das werden Sie keinesweges seyn. Auf den ersten Blick werden Sie freilich ein Grausen einflößen; aber selbst in Ihrer Häßlichkeit werden Sie sich mit Würde und sogar mit Anmuth zeigen." — „Besehen Sie sich doch nur den Anzug der Bestie, den man für mich verfertigt; er soll zum Entsetzen seyn." Es war den Tag vor der Aufführung und kein Augenblick zu verlieren. Ich verlangte Azors Anzug zu sehen, nur mit großer Mühe erhielt ich von dem Schneider diese Gefälligkeit. „Ich könnte," meinte er, „ganz ruhig seyn, und mich völlig auf ihn ver-

lassen.“ Aber ich bestand darauf, und der Herzog von Dûras, auf dessen Befehl er mir sein Arbeitszimmer öffnen mußte, hatte selbst die Güte, mich zu begleiten. „Nun, so zeigt,“ sagte der Schneider in wegwerfendem Ton, „diesem Herrn den Anzug der Bestie.“ Was erblickte ich? Einen Patalon, vollkommen dem Fell eines Affen ähnlich, mit einem langen kurzhärigen Schweif, einem kahlen Rücken, ungeheure Krallen an den vier Tatzen, zwei großen Hörnern an der Kappe und der scheußlichsten Larve mit Ebershauern. Ich schrie vor Entsetzen auf, und betheuerte, daß mein Stück mit dieser lächerlichen und scheußlichen Vermummung nicht sollte gegeben werden. „Wie hätten Sie's denn verlangt?“ fragte der Schneider trotzig. — „Ich hätte verlangt, daß Sie meine Anweisung gelesen hätten, Sie würden dann gefunden haben, daß ich den Anzug eines Menschen und nicht eines Affen von Ihnen forderte.“ — „Den Anzug eines Menschen für ein Thier?“ — „Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß Azor ein Thier sey? — „Das Märchen.“ — „Das Märchen ist nicht mein Werk, und mein Werk erscheint nicht auf der Bühne, wenn dieß Alles nicht umgeändert wird.“ — „Dazu ist keine Zeit mehr.“ — „So werde ich mich an den König wenden, und ihn um die Gnade bitten, daß dieser Greuel nicht aufgeführt werde; die Ursachen füge ich bei.“ Jetzt ward der Ehrenmann geschmeidiger, und fragte mich, was er zu thun hätte. — „Die einfachste Sache von der Welt. Ein geti-

gerter Pantalon, Fußkleidung und Handschuh des nehmlichen, einen Dolman von purpurrothem Taft, schwarzes malerisch herabfallendes Haar, eine abstoßende, aber keine scheußliche Larve, nichts was einer Thierschnautze ähnlich sieht." Es hielt schwer, dieß Alles zu finden, denn die Kleiderkammer war leer; aber mein unabweichliches Beharren verschaffte mir Gehorsam; die Larve setzte ich selbst aus mehrern zerschnittenen zusammen.

Den folgenden Morgen ließ ich Clairval diesen Anzug anprobiren; er fand ihn, als er sich im Spiegel besah, edel und würdevoll. „Jetzt, mein Freund," sagte ich zu ihm, „hängt Alles von Ihrem ersten Erscheinen ab. Sieht man Sie furchtsam auftreten, ängstlich, verlegen, so ist Alles verloren. Zeigen Sie sich aber mit Zuversicht, mit Selbstvertrauen, in einer edlen Haltung, so stehe ich nach diesem Moment Ihnen für das Uebrige."

Dieselbe Nachlässigkeit, die jener unverschämte Schneider sich hatte zu Schulden kommen lassen, fand ich bei dem Decorateur; und das magische Gemälde, der interessanteste Moment des Stücks, hätte die Wirkung verfehlt, wenn ich nicht seiner Ungeschicklichkeit nachgeholfen hätte. Mit zwei Ellen Silber-Mohr und zwei Ellen feiner und durchsichtiger Gaze lehrte ich ihn eine der lieblichsten Täuschungen der Bühne hervorbringen.

So erhielt das Stück durch meine Bemühungen statt des schimpflichen Falles, womit es bedroht war, die glänzendste Aufnahme. Clairval

spielte seine Rolle ganz nach meinem Wunsch. Sein stolzer, kecker Eintritt machte bloß den auffallenden Eindruck, den er bewirken mußte; und nun war ich ohne weitere Sorgen. Ich saß in einem Winkel des Orchesters, und hinter mir eine Reihe von Hofdamen. Als Azor zu Zemirens Füßen die Strophe singt:

Du moment qu'on aime,
L'on devient si doux!
Et je suis moi-même
Plus tremblant que vous. *)

hörte ich diese Damen zu einander sagen: „Er ist nicht mehr häßlich;" und den Augenblick darauf: „Er ist schön!"

Freilich trug der Zauber der Musik gar viel bei, diese Wirkung hervorzubringen. Gretry's Compositionen waren dazumal, was sie späterhin bei Dichtungen Andrer sehr selten gewesen sind; und er fühlte es nicht hinlänglich, wie sorgfältig ich ihm den Charakter und die Form eines angenehmen und leichten Gesanges vorzeichnete. Ueberhaupt haben die Componisten die Einbildung, ihrem Dichter nichts zu verdanken, und Gretry, bei allem seinen Geiste, besaß diesen Eigendünkel im höchsten Grade.

*) Der Liebe Zauber
Er macht so mild;
Ich selber zittre
Noch mehr als du.

An dem wenigen Beifall, den der Freund vom Hause bei Hofe fand, war meine Gefälligkeit gegen Mad. la Rüette Schuld. Ich wollte die Rolle des Hausfreundes an Caillot geben, für welchen ich sie gedichtet, und der sie unübertrefflich gespielt hätte; aber er weigerte sich aus einer sonderbaren Ursache: „Die Situation des Helden,“ sagte er, „gleicht zu sehr derjenigen, in welcher wir Schauspieler uns zuweilen befinden, und auch der Charakter desselben ist dem, welchen man uns beilegt, zu ähnlich. Spiele ich den Freund des Hauses Ihren Forderungen und meinem Gefühle gemäß, keine Mutter würde mich mehr mit ihrer Tochter allein lassen wollen.“ — „Würden Sie denn,“ wandte ich ein, „den Tartüffe nicht spielen?“ — „Tartüffe,“ erwiederte er, „geht uns nicht so nahe an, und die Welt befürchtet nicht, Tartüffen in uns zu finden.“

Nichts vermochte seine Abneigung vor einer Rolle zu besiegen, die, wie er sagte, ihm um so nachtheiliger wäre, je besser er sie spielte. Indeß hatte ich bemerkt, daß la Rüette sie sich wünschte, und seine Frau schien zu glauben, daß nach Caillot sie in keine bessere Hände kommen könnte; auch Gretry war ihrer Meinung; ich ließ mich überreden, und bereuete es schon bei der ersten Probe. Die Rolle erforderte Jugend, Feuer, Reinheit des Spiels und eine glänzende Stimme. Der gute la Rüette mit seiner ältlichen Gestalt und seinen schwachen, zitternden Tönen war nichts weniger als an seinem Platz. Er machte die Rolle

matt und langweilig; da er sich nicht frei und ungezwungen fühlte, überließ er sich nicht einmal seiner natürlichen Laune; er verdarb alle Scenen.

Ihrerseits hatte Mad. la Rüette, die etwas prüde war, in der Meinung, die Feinheit und Schalkheit der Agathe sey einer so jungen Person nicht angemessen, für gut gefunden, diesen Stachel des Muthwillens abzustumpfen, und ihr dafür ein strenges und zurückhaltendes Wesen gegeben, das ihr alles Einnehmende benahm.

So war denn mein ganzes Werk verunstaltet. Glücklicher Weise sah la Rüette selbst ein, daß die Rolle des Cleons ihm weder in Rücksicht des Spiels, noch des Gesanges zusagte, und ich fand unter den Mitgliedern derselben Bühne einen gewissen Jülien, der weniger schwierig als Caillot und jünger als la Rüette, mit einer glänzenden Stimme ein lebhaftes Spiel und viel Gewandtheit vereinigte. Gretry und ich zeigten ihm, wie er seine Rolle zu nehmen habe, und er brachte sie im Spiel und Gesang ganz gut heraus.

Mad. la Rüette war anfangs wenig geneigt, meinen Vorstellungen Gehör zu geben; indeß drang ich durch. „Madam,“ sagte ich zu ihr, „mit gar zu viel Ehrbarkeit werden wir kalt seyn; thun Sie mir den Gefallen, die Agathe bloß natürlich zu spielen. Ihre Unschuld ist nicht die einer Agnese, aber doch immer Unschuld; und da sie sich ihrer kleinen leichtfertigen Schlauheit nur bedient, um einen jungen Betrüger, der sie verführen will, zum Besten zu haben, so wird man

es ihr noch obendrein Dank wissen." Ihre Rolle fand nun durchgängig Beifall, und bei der Wiederholung des Stücks zu Versailles (1772) schien es so verändert zu seyn, daß man es kaum wieder erkannte. Ich hatte gleichwohl nichts in ihm geändert.

Drei Jahre nachher gab ich der Bühne: die falsche Magie; der Beifall, den sie erhielt, war anfangs weniger glänzend, indeß nicht weniger von Dauer. Seit länger als zwanzig Jahren, wo sie öfter gegeben, ist das Publikum ihrer nicht überdrüssig geworden. Allerdings jedoch haben diese kleinen Werke mit den Schauspielern, für welche sie gedichtet waren, an Glanz und Frische verloren.

In demselben Jahr (1772) lächelte mir am Hofe ein Glück andrer Art, jedoch meinem Herzen unendlich werther: meine Epistel an den König über den Brand des Hotel-Dieu erhielt oder schien Beifall zu erhalten. Meine Eitelkeit war dabei wenig im Spiel; aber der lebhafte und tiefe Eindruck, den sie hervorbrachte, sollte, wie die Rede ging, das Loos der armen Kranken verbessern, deren Wimmern und Wehklagen mein Ohr vernommen hatte; und zum erstenmal in meinem Leben glaubte ich in mir einen Wohlthäter der Menschen zu erblicken. Ich war stolz darauf; mit meinem Blute hätte ich einen solchen Kranz erkauft, der mir aber leider nicht zu Theil wurde.

Die Ode zum Lobe Voltairs erschien fast um

die nehmliche Zeit; Folgendes gab zu ihr die Veranlassung. Der Zirkel, der sich bei Dem. Clairon versammelte, war zahlreicher und glänzender als je, besonders wurde in ihm über Gegenstände der Dichtkunst die Unterhaltung mit vieler Lebhaftigkeit geführt, und der Gelehrte tauschte seine Ideen mit Weltleuten von geläutertem Geschmack und gebildetem Verstande aus. Eines Tages fiel das Gespräch auf die lyrischen Dichter, und ich behauptete, daß die Ode bei uns nicht mehr den Charakter der Wahrheit und der Würde haben könne, den sie in Griechenland athmete, weil unsre Dichter nicht mehr das nehmliche Amt bekleideten; daß die Barden unter den Galliern allein diesen erhabnen Charakter besessen hätten, weil ihnen das Geschäft oblag, den Ruhm der Helden zu feiern.

„Und wer," wandte man mir ein, „hindert noch jetzt unsre Dichter, diesen ihren ehemaligen Beruf zu erfüllen, sich diesem öffentlichen Dienst zu weihen?" — „Der Mangel," erwiederte ich, „an Festen, an Feierlichkeiten, wo der Dichter Gehör fände, und deren Pomp sein Gemüth und seinen Geist erhöbe. Zum Beispiel, eine Apotheose Voltaire's auf einem großen Theater, am Fuß seiner Statüe Demoiselle Clairon, Verse zum Lobe dieses berühmten Mannes recitirend. Glauben Sie nicht, daß für eine so feierliche Gelegenheit gedichtet, die Ode einen wahrern und feurigern Schwung erhielte, als kalt im Studirzimmer verfertigt?" Der Gedanke machte Eindruck, und vorzüglich schien Dem. Clairon von

ihm ergriffen. Jene Ode, die sich in der Sammlung meiner Gedichte befindet, war ein Versuch, wie er auszuführen sey.

Als ich sie vorlas, fühlte Dem. Clairon, daß ihr Talent mein Werk heben könnte, und war so gütig, ihm den Zauber der Illusion zu leihen, den sie so sehr in ihrer Gewalt besaß.

Wir waren wieder bei ihr versammelt, und während wir sie erwarteten, die Rede von Voltaire, als ein Vorhang aufflog, und neben der Büste dieses großen Mannes Dem. Clairon erschien, als Apollo's Priesterin gekleidet, einen Lorbeerkranz in der Hand, meine Ode recitirend mit begeistertem Anstand und Ton. Dieses kleine Fest hatte das Verdienst, zu einem feierlichern, bei dem Voltaire selbst Zeuge war, die erste Idee zu geben.

Einige Zeit darauf verließ Dem. Clairon's Liebhaber, der Graf von Valbelle, bereichert durch den Tod seines ältern Bruders, Paris, um zu Aix zu leben; der Herzog von Anspach verliebte sich in unsre Theaterprinzessin, die sich nun genöthigt sah, ein größeres und bequemeres Haus zu beziehn; und ich vertauschte meine Wohnung bei ihr gegen die, welche mir die Gräfin von Seran zuvor bestimmt hatte. Dort war es, wo Herr Odde ein Jahr bei mir zubrachte.

Gern wäre ich mit ihm nach Vort gezogen, und schon hatte ich in dieser Absicht ein kleines Gut dicht bei der Stadt im Auge, wo ich mir eine Zelle bauen wollte. Zum Glück ward es zu einem

Preise ausgeboten, der meine Kräfte überstieg, und ich mußte darauf Verzicht thun. Ich ließ mich also wieder in die pariser Zirkel, besonders die weiblichen ziehn, jedoch entschlossen, mich vor jeder Verbindung zu hüten, die meine Ruhe gefährden könnte.

Ich machte der Gräfin von Sérau so fleißig wie möglich die Aufwartung, ohne mich indeß ihr aufzudringen. Sie wünschte, mich den Frühling in ihrem kleinen Schloß la Tour in der Normandie, das sie verschönern ließ, um sich zu haben: ich begleitete sie dahin. Was hätte ich nicht um ihretwillen verlassen? Bei ihr fand ich jeden Zauber, den ohne Liebe die Freundschaft einer Frau und ihr vertrauter Umgang gewähren kann. Auch hoffnungslos würde ich sie vielleicht geliebt haben, hätte sie selbst mir nicht die Gränze unsrer Empfindungen für einander mit einer Offenheit bezeichnet, die meine Wünsche in Ruhe hielt.

Aehnliche, auf eine reine und lautere Freundschaft gegründete Verbindungen hatte ich mit Frauen, welchen die Flucht der Jahre ihre Liebenswürdigkeit nicht rauben konnte, und von welchen Fontenelle würde gesagt haben: „Man sieht wohl, daß die Liebe hier ihre Wohnung gehabt hat. Mein Gefühl für sie war nicht jene Ehrfurcht, die nur der Tugend gebührt, wohl aber ein herzliches Wohlwollen, das mich nicht minder an sie fesselte, und ihnen noch mehr schmeichelte. Mit Rührung sah ich die alternde Schönheit sich vor ihrem Spiegel über das Ver-

schwinden ihrer Reize betrüben. Vorzüglich nahe ging dieser unersetzliche Verlust meiner Freundin, Frau von L. P***. Ihr Trübsinn erinnerte mich an jene berühmte Schönheit Griechenlands, die ihren Spiegel im Tempel ihrer Göttin aufhing.

Je le donne à Venus, puisqu'elle est toujours belle,
Il redouble trop mes ennuis.
Je ne saurois me voir dans ce miroir fidelle
Ni telle que je fus, ni telle que je suis. *)

Frau von L. P***. besaß das gefühlvollste, liebendste Herz. Fern von der Anmaaßung, sie für den Raub der Jahre entschädigen zu wollen, suchte ich sie durch die herzlichste Theilnahme zu trösten; und wie eine gefügige Kranke nahm sie alle Erleichterungen auf, die meine Vernunft ihrem Kummer darbot. Sie war sogar meinem Rath, ihre Verstimmung durch Beschäftigungen des Geistes zu zerstreun, zuvor gekommen, und der Geschmack, den sie an ihnen fand, erheiterte und verschönerte unsre Stunden.

Im ersten Glanz ihrer Schönheit hatte Niemand ihr so viel Geist zugetraut. Sie selbst ahnete es nicht. Während sie sich nur mit ihren Reizen beschäftigte, nur auf Vergnügungen sann, hielten Weichlichkeit und Trägheit eine Menge zarter, feiner und richtiger Bemerkungen in ihrem Kopf

*) Ihn weih' ich ihr, der ewig schönen Göttin,
Der meinen Sinn nur allzu sehr mir trübt.
Zu deutlich zeigt mir dieser treue Spiegel,
Was ich einst war, und was anjetzt ich bin.

wie eingeschlummert, die sich, man könnte sagen, ohne ihr Wissen, in ihn eingeschlichen, und die nun in der traurigen Muße, sich ihrer zu erinnern, in Menge und wie von selbst aufzusprießen schienen. Ich sah sie in unsern Unterhaltungen sich mit viel Anmuth und Leichtigkeit beleben und entfalten. Aus Gefälligkeit folgte sie mir in meinen Studien und in meinen Arbeiten; sie half mir in meinen Nachforschungen; aber während ihr Geist sich beschäftigte, blieb ihr Herz leer; und das eben war ihre Qual. Ihr ganzes Gefühl trug sie nun auf unsre Freundschaft über, die um so inniger war, da sie den Kreis der Empfindungen, die sich ihrem und meinem Alter eigneten, nicht überschritt. In Paris wie auf dem Lande war ich ihr so viel möglich zur Seite, und oft entzog ich mich um ihretwillen Gesellschaften, wo ich mir mehr gefallen hätte, der Freundschaft ein Opfer bringend, was ich der Liebe sehr selten gebracht hatte. Aber dafür hielt auch Niemand so viel von mir wie Frau von L. P***; und der bloße Gedanke: die ganze übrige Welt würde deiner unbeschwert entrathen, verscheuchte bei mir jedes Bedenken, Alles für sie aufzugeben. Auf meine philosophischen und literarischen Geschäfte allein erstreckte sich ihre Eifersucht nicht; jede meiner andre Zerstreuungen betrübte sie, und ihr Vorwurf schmerzte mich um so mehr, je bescheidner und milder er sich äußerte.

Während dieses Zeitraums waren meine Arbeiten zwischen der Geschichte und der Encyclo-

pädie getheilt. Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, die Pflichten eines Historiographen treu zu erfüllen, und beschäftigte mich sorgfältig, Memoiren für künftige Geschichtschreiber aufzusetzen. In dieser Absicht wandte ich mich an die angesehensten Personen, um aus ihren Cabinetten Nachrichten über die Regierung Ludwigs des XV, mit dem ich anfangen wollte, zu erhalten, und war selbst über das Vertrauen erstaunt, das sie gegen mich bezeigten. Der Graf von Maillebois überlieferte mir alle Papiere seines Vaters und die seinigen; der Marquis von Castries öffnete mir sein Cabinet, das die Memoiren des Marschalls von Belle-Isle erhielt; der Graf von Broglio weihete mich in die Mysterien seiner geheimen Unterhandlungen ein; der Marschall von Contades setzte mir selbst den Plan seines Feldzuges und der unglücklichen Schlacht bei Minden auf. Ich bedurfte der vertraulichen Mittheilungen des Marschalls von Richelieu; bei diesem aber stand ich, wie alle Gelehrte von der Akademie, in Ungnade. Der Zufall, der mir, wie öfter in meinem Leben, auch dießmal eine hülfreiche Hand bot, versöhnte ihn mir.

Eine vertraute Freundin des Marschalls, mit der ich auf einem Landhause zusammentraf, äußerte gegen mich ihr Befremden, daß ein Mann wie Richelieu, bei allem seinen Gewicht und Einfluß, in der französischen Akademie Unannehmlichkeiten und Kränkungen erfahren können. — „In der That, Madam," versetzte ich, „ist es höchst

auffallend; aber wer ist Schuld daran?" Sie nannte d' Alembert, der einen Widerwillen gegen den Marschall gefaßt hätte; worauf ich erwiederte, daß der Feind des Marschalls in der Akademie nicht d' Alembert sey, sondern der, welcher ihn gegen d' Alembert und gegen alle Gelehrte zu erbittern suchte.

„Und wissen Sie, Madam," setzte ich hinzu, „wer die Leute sind, die den gegen die Akademie aufreizen, dem Liebe und Achtung in ihr gebührte? Mitglieder sind es, die selbst aller Achtung entbehrend, gegen alles Achtungswerthe erbost sind. Der General-Advokat Seguier, der Angeber der Gelehrten im Parlament, Paulmy und einige andre Eingeschobne, die unzufrieden mit einem Corps, wo sie nicht an ihrer Stelle sind, so gern mit unserm Feinde Seguier eine furchtbare Partei bilden möchten; diese sind es, die das Gemüth des Herrn Marschalls wider uns einzunehmen suchen, um ihn an ihrer Spitze zu haben, und uns schaden zu können. Welch ein Ruhm für ihn, ein Werkzeug ihres Hasses, ihrer kleinlichen Eitelkeiten zu seyn! Sie sehen, welche Folgen es für ihn hat. Auf sein Betreiben weigert der König der Wahl zweier untadelhafter Mitglieder seine Genehmigung. Die Akademie protestirt dagegen, und der König, aus seinem Irrthum gerissen, willigt in die Wiedererwählung eben dieser Männer bei den zwei ersten erledigten Stellen. Das war also, was man einen Hieb in die Luft zu nennen pflegt. Nein, Madam, die

wahre Partei des Herrn Marschalls in der Akademie, die einzig seiner würdige, ist die Partei der Gelehrten."

Sie fand, daß ich Recht hatte, und einige Tage darauf, als der Marschall auf demselben Gut zu einem Diner kam, veranstaltete seine Freundin ein Gespräch zwischen uns beiden. Ich wiederholte ihm fast das Nehmliche, jedoch in gemildertern Ausdrücken; „und was d' Alembert betrifft," fügte ich hinzu, „so hält dieser Sie für einen Feind der Gelehrten, und für einen Freund ihres Angebers Seguier: dieß ist die Ursache, warum er wider Sie ist. Aber d' Alembert ist ein guter Mensch, und nie hat der Haß in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Die Akademie ist ihm anvermählt. Lieben Sie seine Frau, wie Sie so viel Andre lieben, und besuchen Sie sie zuweilen; er wird es Ihnen Dank wissen, und Sie wohl aufnehmen, wie so viel andre Ehemänner thun."

Der Marschall war mit mir zufrieden, und den Tag, da an die Stelle des von dem Könige verworfenen Abbé Delille und Süard's zwei andre Mitglieder sollten gewählt werden, ward ich zum Diner bei ihm eingeladen, wo ich Seguier, Paulmy, Bissy, und den Bischof von Senlis fand. Ihre Partei war nicht stark, und hätten sie auch auf einige geheime Stimmen zählen können, so war die unsrige zu wohl verbündet und gerüstet, um nicht des Sieges gewiß zu seyn. Ich that also, als glaubte ich im mindesten nicht, daß wir gekommen wären, um über akademische Wahlen

zu sprechen; wie bei einem Mahl, der Freude und dem Vergnügen geweiht, gleich von der Suppe an die Gegenstände herbei führend, die dem Marschall am meisten behagten, brachte ich seine Zunge über die alte Galanterie, die hübschen Weiber seiner Zeit, die Sitten der Regentschaft, über das Theater und besonders über die Schauspielerinnen bald so in den Zug, daß das Diner endigte, ohne daß der Akademie mit einer Sylbe gedacht wurde. Erst als wir aufgestanden, zog mich der Bischof von Senlis bei Seite, und fragte mich, auf welche Männer unsre Wahl fallen würde. „Wie ich glaubte,“ antwortete ich unverhohlen, „würden alle Stimmen sich für die Herrn Brequigny und Beauzée vereinigen.“ Der Marschall trat zu uns, und erkundigte sich nach den Verdiensten dieser Herrn. „Auf diese Art,“ sagte er, nachdem er mich angehört hatte, „sind das zwei verdienstvolle Männer; wir müssen uns für sie vereinigen.“ — „Da dieß Ihre Absicht ist,“ entgegnete ich, „so vergönnen Sie mir, Herr Marschall, die Akademie davon zu benachrichtigen: es sind Worte des Friedens, die sie mit Freuden vernehmen wird.“ — „Thun Sie es, und nehmen Sie im Hofe einen meiner Wagen; wir folgen Ihnen sogleich.“

„Mein Freund,“ sagte ich zu d'Alembert, „sie kommen, sich mit uns zu vereinigen; der Marschall thut die ersten Schritte mit gutem Anstande, Sie müssen ihn auf gleiche Weise empfangen.“ Dieß geschah auch; die Wahl war ein-

stimmig, und seit diesem Tage hat er bis zu seinem Tode mir tausend Gefälligkeiten erwiesen. Seine Porte-Feuilles standen mir zum Gebrauche offen.

Zugleich erhielt ich im Betreff der Regentschaft aus dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten die Memoiren des Dûc Saint-Simon, aus welchen ich weitläuftige Auszüge machte; doch würde diese Ausziehung aus den zahlreichen Aktenstücken, die mir von allen Seiten zuströmten, bald für mich so lästig wie langweilig geworden seyn, hätte nicht von Zeit zu Zeit eine literarische, weniger mühsame und mich mehr erfreuende Beschäftigung mit ihr abgewechselt. Die Uebernahme eines Supplements zur Encyklopädie in vier Theilen verschaffte mir diese Erholung.

Nach der Erscheinung des siebenten Bandes war nehmlich die Encyklopädie durch einen Parlamentsspruch unterbrochen und ihre Fortsetzung nur im Stillen von einer kleinen Zahl von Mitarbeitern, zu welcher ich nicht gehörte, betrieben worden. Ein fleißiger Sammler, der Chevalier von Jaucour, hatte den literarischen Theil übernommen, und ihn auf seine Art bearbeitet, die nicht die meinige war. Als endlich auf anhaltendes Ansuchen die Erscheinung des ganzen Werkes verstattet wurde, und man sich zur Lieferung von Supplementbänden entschloß, kam einer der Theilnehmer, Robinet, zu mir, und schlug mir vor, meine Arbeit wieder da aufzunehmen, wo ich sie gelassen hatte. „Sie haben," sagte er, „erst

mit dem dritten Bande angefangen, und mit dem siebenten aufgehört: alles übrige ist von einer andern Hand. Pendent opera interrupta. Gewähren Sie unsre Bitte, Ihre Arbeit fortzusetzen."

Da ich mit der Geschichte beschäftigt war, so wandte ich ein, daß ich mich auf keine andre Arbeit einlassen könnte. „So erlauben Sie uns wenigstens in der Ankündigung zu versprechen, daß in diesem Supplement einige Artikel von Ihnen seyn werden." — „Ich verstehe mich dazu," erwiederte ich," falls ich Muße dazu finde; das ist Alles, was ich versprechen kann." Einige Zeit nachher kam er wieder mit neuen Aufträgen und von dem Buchhändler Pankouke begleitet. „Sie müßten," sagten sie, „um ihre Berechnungen in Ordnung zu bringen, einen Ueberschlag der Honorare machen, und wünschten, meine Forderungen zu hören." „Wie kann ich fordern," erwiederte ich, „da ich nichts versprechen, mich zu nichts anheischig machen kann?" — „Das soll Sie auch nicht binden," sagte Pankouke; „versprechen Sie uns nur, daß Sie einige Artikel liefern wollen, und daß wir dieß in unsern Plan einrücken können. Wir erbieten uns dafür zu vier tausend Livres und einem Freiexemplar des Supplements." Sie wußten wohl, daß ich Alles aufbieten würde, ihrem Vertrauen zu entsprechen. Auch ließ ich es mir so angelegen seyn, daß sie mir in der Folge gestanden, ich hätte ihre Erwartung übertroffen. Doch ich nehme den Faden der Begebenheiten meines Lebens wieder auf,

das von tausend Zufällen immer neue Richtungen erhielt.

Der Tod des Königs hatte eine beträchtliche Veränderung am Hofe, im Ministerium, besonders aber in den Glücksumständen meiner Freunde hervorgebracht.

Herrn Bouret hatte der Bau und die Decorirung des Pavillons Croix-Fontaine, welche er für den König unternommen, zu Grunde gerichtet, und dieser glaubte ihn hinlänglich bezahlt, wenn er ihm jährlich einmal die Ehre erwies, mit seinem Jagdgefolge bei ihm einzukehren: eine Ehre, die noch überdieß dem Unglücklichen theuer zu stehen kam, der an diesem Tage genöthigt war, dem ganzen Jagdpersonale ein Diner zu geben, an welchem nichts gespart wurde.

Ich hatte mehr als einmal seine Verschwendungen beseufzt; aber der freigebigste, auf die Zukunft unbedachteste Mann hatte den Fehler, daß er über den Punkt seiner Ausgaben nie die Vorstellungen seiner Freunde hören wollte. Gleichwohl hatte er durch den höchstkostspieligen Bau von fünf bis sechs Häusern auf den Elisäischen Feldern seinen Credit völlig erschöpft, als der König starb, ohne einmal daran gedacht zu haben, ihn von seinem Ruin zu retten. Jetzt von Schulden überhäuft, ohne Rettungsmittel und ohne Hoffnung, nahm er sich, wie ich vermuthe, selbst das Leben: man fand ihn todt in seinem Bette. Unbedachtsam war er zu seinem

Unglück im ausschweifendsten Grade; unredlich war er nie.

Klüger benahm sich Frau von Séran. Da sie nach dem Tode des Königs zu Begünstigung irgend einer Art weder für sich noch für ihre Kinder Aussicht hatte, so nutzte sie das einzige von ihr angenommene Geschenk auf eine vernünftige Art, und trat an den neuen Oberaufseher der Gebäude, den Grafen d' Angiviller, ihr Hotel zu einem angemessenen Preise ab. So mußten wir also Beide 1776 unsre Wohnung verlassen, drei Jahre nachdem ich so freundlich von ihr aufgenommen war.

Der neuen Thronbesetzung folgte die Krönung in der Kirche zu Reims.

Als Historiograph von Frankreich erhielt ich den Befehl, dieser erhabnen Feierlichkeit beizuwohnen. Ich wiederhole hier nicht, was ich darüber in einem Briefe gesagt habe, der ohne mein Wissen gedruckt wurde, und den ich nachmals in der Sammlung meiner Werke aufgenommen habe. Er enthält eine schwache Schilderung des Eindrucks, welchen dieß große Schauspiel auf eine Versammlung von fünf tausend Menschen machte. Auf mich hat nie eines einen tiefern Eindruck hervorgebracht.

Uebrigens genoß ich auf dieser Reise alle Annehmlichkeiten, die meine Stelle mir verschaffen konnte; und ich glaube dieß der ehrenvollen Behandlung zu verdanken, deren der Marschall von Beauveau, diensthabender Hauptmann der Garde, und mein College in der Akademie, mich würdigte.

Nie habe ich eine Frau gekannt, die an na-

türlicher und einnehmender Höflichkeit die Marschallin von Beauveau übertroffen hätte. Sie und ihr Gemahl gaben durch ihre zarte und ausgezeichnete Aufmerksamkeit gegen mich ein Beispiel, das befolgt wurde. Gerührt von diesen Beweisen ihres Wohlwollens habe ich nachher ihres Umganges eifrig mich beflissen. Der Charakter des Marschalls war nicht so anziehend wie der seiner Gemahlin. Jene kalte Würde jedoch, die man ihm vorwarf, hat mir keinen Augenblick einen Zwang gegen ihn aufgelegt. Auch in jedem andern Stande würde sein Wesen, seine Benehmungsart, sein Ton die nehmlichen gewesen seyn; ich fügte mich in diese — wie sie mir wenigstens vorkam — ihm natürliche Eigenheiten, und fand ihn redlich und gutmüthig, verbindlich und sogar dienstfertig, ohne es empfinden zu lassen. Was seine Gattin, jetzt seine Witwe, betrifft, so glaube ich nicht, daß es unter der Sonne einen liebenswürdigern und vollkommnern Charakter geben kann. Mit Recht und ohne Ironie kann man sie die Frau nennen, die immer Recht hat. Zugleich vereinigt sie mit einer richtigen Beurtheilungskraft, mit einer klaren Anschauung, mit einer nie verdunkelten Helle des Geistes so viel Sanftmuth, Einfalt, Bescheidenheit und Anmuth, daß man ihre Ueberlegenheit liebt, wenn man sie sich schon eingesteht. Ihr Geist geht gleichsam auf uns über, ihre Ideen vermählen sich den unsrigen, und wir nehmen Theil an ihrem Vorzuge, so richtig und bestimmt zu denken. Ihre große Kunst, wie ihr beständi-

ges Streben war, ihren Gatten zu ehren, ihn geltend zu machen, sich in den Schatten zu stellen, um ihn zu heben, und das Interesse, die Achtung, die Ehrerbietung, die sie für sich einflößte, auf ihn überzutragen. Ihrer Rede nach war es immer Herr von Beauveau, dem man alles Gute, das man an ihr rühmte, beizumessen hätte. Dadurch aber, meine Kinder, verlor sie selbst nichts, man achtete sie darum nur noch höher, und dieser Glanz, den sie auf den Charakter ihres Gatten zurück warf, hob den ihrigen noch strahlender hervor. Nie hat eine Frau die Pflichten der Gattin richtiger gefühlt, und sie mit mehr Würde erfüllt.

Mein Brief über die Krönungsfeierlichkeiten, von dem Intendanten von Champagne in den Druck gegeben und am Hofe vertheilt, hatte die Wirkung eines Gemäldes hervorgebracht, das den Augen des Königs und der Königin einen Tag des Ruhms und des Glücks wieder vorführte. Für mich war das ein Aufschimmern der königlichen Huld. Die Königin gab mir einige Zeit darauf einen Beweis davon. S y l v a n und der F r e u n d v o m H a u s e waren auf ihr Verlangen auf einem kleinen Theater bei ihr aufgeführt, und hatten lebhaft gefallen; als sie bei mir vorüber ging, sagte sie mit der einnehmendsten Miene: M a r m o n t e l, d a s i s t a l l e r l i e b s t. Aber diese Vorzeichen von Huld wurden bald von dem Erfolg zweier Opern widerlegt.

Der verstorbene König hatte auf Betrieb des neapolitanischen Gesandten einen geschickten Com-

ponisten aus Italien kommen lassen, um der französischen Oper wieder aufzuhelfen, die, seit langer Zeit dem Untergange nahe, sich kaum auf Kosten des öffentlichen Schatzes hielt. Die neue Maitresse, Mad. Dübarry, war in diese Idee eingegangen, und unserm Gesandten zu Neapel, dem Baron von Breteuil, der Auftrag gegeben, Piccini gegen eine jährliche Gratification von zwei tausend Thalern zur Componirung französischer Opern nach Paris zu ziehen.

Kaum war er angekommen, so empfahl ihn mir mein Freund, der Gesandte von Neapel, Marquis Caraccioli, mit der Bitte, für ihn, wie er sagte, bei der großen Oper zu thun, was ich für Gretry beim Theater der komischen Oper gethan hätte.

Um dieselbe Zeit war aus Deutschland der Virtuos Gluck eingetroffen, gleichfalls der jungen Königin von ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, und zwar mit einer Wärme empfohlen, als wenn die Verbreitung der deutschen Musik eine Staatsangelegenheit gewesen wäre. In Wien hatte man nach einem Ballet von Noverre eine französische Oper aus der Iphigenie en Aulide zusammengesetzt. Gluck hatte sie componirt, und mit ihr — seinem ersten Auftritt in Frankreich — den größten Beifall eingeerntet. Die junge Königin hatte sich für Gluck erklärt; Piccini fand also bei seiner Ankunft, da Alles für seinen Nebenbuhler eingenommen war, nicht nur Niemand, der für ihn war, sondern hatte auch noch am Hofe das

gehässige Abzeichen eines Schützlings der Maitresse des verstorbenen Königs wider sich, und in der Stadt alle französische Componisten, welchen die Nachahmung der deutschen Musik leichter gelang, als die der italienischen, deren Styl und Accent ihre Kräfte zur Verzweiflung brachten.

Mit ein wenig mehr Politik würde ich mich auf die Seite geschlagen haben, der die Hofgunst lächelte. Aber die von oben in Schirm und Schutz genommene Musik glich in ihren germanischen Formen dem, was ich von einem Pergolese, Leo, Buranello gehört hatte, so wenig als Crebillons Schreibart dem Styl Racine's; und um einen Crebillon in der Musik einem Racine in ihr vorzuziehn, dazu gehörte eine Verstellung, die ich mir nicht hätte abringen können.

Ueberdieß hatte ich einmal die Idee gefaßt, auf unsre beiden Theater die italienische Musik zu verpflanzen; und der Anfang im komischen war mir, wie man gesehn hat, nicht übel gelungen. Zwar war Gretry's Musik nicht italienische Musik im höchsten Glanz; sie war noch weit entfernt von jenem Ensemble, das uns in den Schöpfungen der großen Tonkünstler entzückt. Aber der Gesang in seinen Compositionen war leicht, der Ausdruck natürlich, die Arien und die Duette angenehm entworfen; selbst in der Wahl der begleitenden Instrumente war er zuweilen glücklich; kurz er besaß Geist und Geschmack genug, um dem, was ihm an Kunst und Genie fehlte, abzuhelfen; und wenn er an Zauber und Reichthum

einem Piccini, Sacchini und Paesiello nachstand, so erreichte er sie doch im Rhythmus, im Accent und in der Tonmessung. Ich hatte also gezeigt, daß wenigstens im Komischen die französische Sprache derselben musikalischen Behandlung fähig sey wie die italienische.

Es galt nun, den nehmlichen Versuch im Tragischen zu machen, und der Zufall verschaffte mir die Gelegenheit dazu. Die Lösung dieses Problems hatte größere Schwierigkeiten, aber aus andern Gründen, als man sich einbildete.

Die edlere Sprache eignet sich weniger für die Musik, weil sie nicht so lebhafte, so accentuirte, dem Ausdruck des Gesangs so gefügige Wendungen hat, als die komische, und in der Wahl der Ausdrücke beschränkter und minder frei ist. Eine noch viel größre Schwierigkeit erwuchs für mich aus der Idee, die ich von dem lyrischen Gedicht gefaßt, und von der Art, wie ich es gern für die Bühne behandelt hätte. In der Oper: Cephalus und Procris, hatte ich mit Gretry den gewagten Versuch gemacht. Die Handlung umfaßt drei verschiedene Gemälde: das eine wollüstig und glänzend — Aurorens Pallast, ihr Erwachen, ihre Freuden der Liebe, die Vergnügungen ihres himmlischen Hofes; das zweite finster und furchtbar — die Verschwörung der Eifersucht und ihr Gift in Procris Seele gegossen; das dritte rührend, leidenschaftlich, tragisch — der Irrthum des Cephalus und der Tod seiner Gattin, von seinem Pfeile durchbohrt, und in seinen Armen ver-

athmend. Auf diese Weise schmeichelte ich mir, meinem Schauspiel ein höheres Interesse zu geben; aber das Mißlingen dieses Versuchs, dessen Schuld ich mir zum Theil beimaß, hatte mir ein Mißtrauen in mich selbst eingeflößt, das mir allen Muth benahm.

Das Gefühl meiner eignen Schwäche und meine hohe Meinung von dem berühmten Componisten, den man mir in Piccini zugesellt hatte, brachten mich auf den Gedanken, die schönen Opern von Quinault zu bearbeiten, die Episoden und die überflüssigen Details zu streichen, sie auf ihre wahren Schönheiten zurück zu führen, Arien, Duette, Monologen im obligaten Recitativ, sich antwortende und contrastirende Chöre hinzuzufügen, sie so der italienischen Musik anzupassen, und daraus eine mannigfaltigere, lebendigere, einfachere Gattung zu bilden, deren Handlung mehr in einander griffe, und einen unendlich raschern Gang hätte, als die italienische Oper.

In Metastasio selbst, so sehr ich ihn als ein Muster, dem Gesange vorzuarbeiten, studirte und bewunderte, fand ich unerträgliche Dehnungen und Müßigkeiten. Diese doppelten Intriguen, diese episodischen Liebeshändel, diese abgerissenen und so gehäuften Scenen, diese fast immer als Schlußzierrath am Ende des Auftritts angebrachten Arien, das Alles mißfiel mir. Ich wollte eine einfache, gedrängte, eng verknüpfte Handlung, worin die Situationen, sich einander die Hand bietend, selbst den Gegenstand und das Motiv des

Gesanges bildeten, so daß dieser nur der lebhaftere Ausdruck der Gefühle, und die Arien, Duette und Chöre in das Recitativ verflochten wären. Dabei aber sollte die französische Oper ihren Pomp, ihre Wunder, ihre Tänze, ihre Illusionen behalten, und mit allen Vorzügen und Schönheiten der italienischen Musik bereichert, deshalb nicht minder das Schauspiel seyn,

Où les beaux vers, la danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de seduire les coeurs,
De cent plaisirs font un plaisir unique. *) (*Voltaire.*)

In diesem Geiste ward die Oper: Roland, umgearbeitet. So bald sie nach meinem Zweck geändert war, empfand ich darüber eine Freude, als hätte ich sie selbst gedichtet. Ich erblickte Quinault's Werk in seiner einfachen naiven Schönheit, ich sah meine Vorstellung von einem lyrischen Gedicht in französischer Sprache ausgeführt, oder doch auf dem Punkt, von einem geschickten Virtuosen ausgeführt zu werden. Freilich verstand dieser nicht zwei Worte französisch, ich mußte also bei ihm den Sprachmeister machen. „Wann kann ich," fragte er mich auf Italienisch, „an mein Werk gehn?" — „Morgen früh," sagte ich, „und am folgenden Morgen begab ich mich zu ihm.

*) Worin der Tanz, der Wohllaut, die Musik,
Die Kunst, das Aug' durch Farbenspiel zu täuschen,
Die schönre noch, die Herzen zu bezaubern,
In Eine Freude tausend Freuden schmelzen.

Man denke sich, welche Arbeit mir seine Unterweisung kostete! Vers für Vers, fast Wort für Wort mußte ich ihm Alles erklären; hatte er den Sinn einer Stelle richtig gefaßt, so declamirte ich sie ihm vor, genau den Accent, die Länge und Kürze der Sylben, die Cadenz der Verse, die Einschnitte, die einzelnen Ruhepunkte, die Artikulirung bezeichnend; er hörte mir begierig zu, und ich hatte das Vergnügen, ihn, was er gehört hatte, treu auf Noten setzen zu sehn. Der Accent unsrer Sprache und der Numerus trafen sein treffliches Ohr so richtig, daß in seiner Composition fast nie weder das eine noch das andre verfehlt war. Sein Gefühl faßte auch die zartesten Biegungen der Stimme so schnell, daß er den Ausdruck der Empfindung bis auf die feinsten Schattirungen traf.

Es machte mir eine unbeschreibliche Freude, sich unter meinen Augen eine Kunst, oder vielmehr ein Genie entfalten zu sehen, wovon ich bis jetzt keine Idee gehabt hatte. Seine Harmonie lebte in seinem Kopfe; die Begleitung der Instrumente und ihre Wirkung waren ihm gegenwärtig. Mit einem Federzuge entwarf er den Gesang, und füllte dann alle einzelnen Partien der Instrumente und der Stimme aus, Harmonie und Melodie vertheilend, wie ein geschickter Maler auf seiner Leinwand die Lichter und die Schatten zu seinem Gemälde würde vertheilt haben. Nun öffnete er sein Clavier, das ihm bis dahin zum Schreibtisch gedient hatte, und ich hörte dann eine Arie, ein

Duett, ein Chor, vollendet in allen Theilen, mit einer Wahrheit des Ausdrucks, einer Einsicht, einem Essemble, einer Magie in den Accorden, die Ohr und Herz hinrissen.

Hier lernte ich ihn ganz als den Mann kennen, den ich gesucht hatte, den Mann, der seine Kunst in seiner Gewalt besaß, und mit ihr nach Gefallen schaltete; und auf diese Weise ward Roland componirt, der zum Troz der Cabale den glänzendsten Beifall erhielt.

So wie seine Arbeit fortrückte, schlossen die eifrigsten Musikliebhaber, an ihrer Spitze die Gesandten von Neapel und von Schweden, einen Halbzirkel um Piccinis Clavier, um täglich irgend eine neue Scene zu hören, und täglich entschädigten mich diese Genüsse für meine aufgewandte Mühe.

Unter diesen Musikliebhabern zeichneten sich die Herrn Morellet aus, Freunde von mir und die dienstfertigsten, die Piccini in Frankreich nur hätte finden können. Gleich bei seiner Ankunft hatten sie ihn aufs freundschaftlichste empfangen, für seine Wohnung, seine Möblirung, ersten Bedürfnisse mit seltner Freigebigkeit gesorgt, und ihr Haus war so gut wie das seinige. Ich schmeichle mir, daß meine Verbindung mit ihm den Antheil, den sie an ihm nahmen, noch erhöhete, und zwischen ihnen und mir knüpfte unser gemeinschaftlicher Enthusiasmus für ihn ein neues Band.

Seit zwanzig Jahren hatte ich mit dem Abbé

Morellet dieselben Gesellschaften besucht, und immer waren wir uns in unsern Empfindungen, unsern Grundsätzen und unsrer Achtung für einander begegnet, wenn wir gleich oft in unsern Meinungen abwichen. Nie hatte sich selbst in unsern lebhaftesten Wortwechsel ein Zug von Bitterkeit oder Aerger gemischt. Ohne einander zu schmeicheln, liebten wir uns.

Sein Bruder, der, erst kürzlich aus Italien gekommen, für mich ein ganz neuer Freund war, hatte mich durch seine Rechtlichkeit und Gradheit für sich gewonnen. Beide wohnten zusammen, und ihre Schwester, Wittwe des Herrn Leyrin von Montigny, die von Lyon kam, verschönerte mit ihrer jungen Tochter ihre Gesellschaft.

Der Abbé, der mir das Glück angekündigt hatte, bald einen kleinen Familienzirkel zu bilden, schrieb mir eines Tages: „Mein Freund, morgen treffen unsre Frauen ein; helfen Sie mir, sie so zu empfangen, wie ich es wünschte."

Hier nimmt mein Schicksal eine neue Gestalt an; von diesem Billet schreibt sich das unwandelbare Glück einer tugendhaften Verbindung, das mich in meinem Alter erwartete, und dessen ich seit zwanzig Jahren genieße.

# Zehntes Buch.

So lange mir der Himmel in Mad. Odde eine zärtlich geliebte und mich fast kindlich liebende Schwester gelassen hatte, konnte ich ihren würdigen und edlen Gatten als einen sichern Freund ansehen, dessen Haus das meinige, dessen Kinder die meinigen seyn würden, und ich wußte, wo ich in Ruhe mein Leben beschließen konnte. Die Achtung, das Vertrauen, worin er stand, und sein unbefleckter Ruf bürgten für seine weitre Beförderung, und auch ohne diese hätte mein kleines Vermögen, mit dem seinigen verbunden, uns ein anständiges Auskommen gesichert. Der Welt dann, wie sie meiner, überdrüssig, hatte ich im Alter eine ehrenvolle und erheiternde Freistätte. In diesem glücklichen Vertrauen überließ ich mich, wie ihr gesehen, dem Strom des Lebens, und sah ohne Unruhe ihn bergunter fließen.

Als ich aber meine Schwester und ihre Kinder verloren, als Odde in seinem Schmerz eine Stadt

verließ, wo er nur Gräber sah, seine Stelle niederlegte, und sich in sein Vaterland zurück zog, verdunkelte sich meine bis dahin so heitre Aussicht; ich erblickte für mich nur die Gefahren der Ehe, oder die Einsamkeit eines traurigen Cölibats und eines verlassenen Alters.

In der Ehe fürchtete ich den häuslichen Kummer, der mich ins Grab gestürzt hätte, und von dem ich tausend Beispiele um mich her sah. Aber noch mehr schreckte mich das Loos eines Greises, gezwungen, sich und der Welt zur Last eine langweilige hinfällige Existenz in ihr fortzuschleppen, oder vereinzelt und verlassen zu seyn, Preis gegeben seinen Bedienten, ihrer drückenden Unverschämtheit und ihrer knechtischen Beherrschung.

In dieser peinlichen Lage hatte ich mich schon öfter versucht gefühlt, mir eine Gefährtin zu wählen, und eine Familie an mich zu knüpfen, die mir die Stelle derjenigen verträte, welche um mich die Sichel des Todes weggemähet hatte. Durch einen glücklichen Unstern war keiner meiner Plane mir eingeschlagen, als die Schwester und die Nichte meiner Freunde Morellet in Paris eintrafen. Es war eine Fügung des Himmels.

So liebenswürdig mir auch beide erschienen, die Mutter durch ihren Gradsinn, ihre Herzlichkeit, ihre Güte, die Tochter durch eine Unverstelltheit und eine Bescheidenheit, die im Verein mit ihrer Schönheit ihr eine noch höhere Anmuth gaben, beide durch eine Art sich auszudrücken, die eben so viel Geist als Vernunft verrieth, so

fiel mir doch nicht ein, daß ich mit meinen funfzig Jahren zum Gatten für eine Person taugte, die erst achtzehn zählte. Eben diese Blüthe der Jugend, dieser Glanz der Schönheit und so viele Reize, deren blendende Entfaltung kaum die Natur vollendet hatte, mußte die Hoffnung von mir entfernen, und mit der Hoffnung das Verlangen, sie zu besitzen.

Ich sah also in diesem angenehmen Ereigniß nichts als den Gewinn einer neuen und anziehenden Unterhaltung.

War Frau von Montigny bereits vortheilhaft für mich gestimmt, oder sagte ihr meine Gutmüthigkeit gleich auf den ersten Blick zu — sie stand bald mit dem Freund ihrer Brüder auf dem Fuß eines alten Freundes, den sie selbst wieder gefunden hätte. Wir speisten den Abend zusammen. Die Freude, alle wieder vereint zu seyn, belebte das Souper, und ich nahm an ihr so viel Theil, als hätte ich selbst zu der Familie gehört. Ich ward auf den folgenden Mittag eingeladen, und nach und nach bildete sich die Gewohnheit, uns fast täglich zu sehn.

Je mehr ich mit der Mutter sprach, je mehr ich die Tochter reden hörte, je mehr fand ich in beiden jene liebenswürdige Natürlichkeit, die mich immer entzückt hat. Aber, ich wiederhole es, mein Alter, meine beschränkte Lage, gestatteten mir nicht den mindesten Anschein eines Glückes, das ich für den Gatten des Fräuleins von Montigny voraussah; und mehr als zwei Monate waren

verflossen, ohne daß mir der Gedanke eingefallen wäre, zu diesem Glück meine Wünsche zu erheben.

Eines Morgens besuchte mich einer von meinen und Herren Morellet's Freunden, der Abbe Maury. „Soll ich Ihnen eine Neuigkeit sagen?" fing er an; „Fräulein von Montigny heirathet." — „Fräulein von Montigny? und wen?" — „Sie." — „Mich?" — „Ja, ja, Sie selbst." — „Sie schwärmen, oder Sie träumen." — „Ich träume und ich schwärme nicht. Die Sache ist sehr vernünftig, und keiner Ihrer Freunde zweifelt daran."

„Hören Sie mich an," nahm ich das Wort, „und glauben Sie mir; denn ich spreche ernsthaft. Fräulein von Montigny ist ein reizendes Geschöpf; ich halte sie für ein Muster ihres Geschlechts; und eben deßhalb kann mir nicht der thörichte Gedanke einkommen, auf das Glück, ihr Gatte zu seyn, Anspruch zu machen. — „Nun, so werden Sie es seyn, ohne darauf Anspruch gemacht zu haben." — „In meinem Alter!" — „Ei was! Sie sind noch jung und bei völliger Gesundheit." Und nun entfaltete er seine ganze Beredsamkeit, um mir zu beweisen, daß wir für einander geschaffen wären, daß ich geliebt seyn, daß wir eine glückliche Ehe führen, — und — setzte er in einem prophetischen Tone hinzu — ganz hübsche Kinder haben würden.

Mit diesem Ausbruch seiner Laune entfernte er sich, und überließ mich meinen Betrachtungen. Ich wiederholte es mir tausendmal, daß er nicht

gescheidt sey, und fing schon an, selbst um nichts gescheidter zu seyn. Meine vier und funfzig Jahre erschienen mir nicht mehr als ein so abschreckendes Hinderniß; die Gesundheit in diesem Alter konnte die Stelle der Jugend vertreten. Nach und nach ward es mir glaublich, daß ich, wenn auch nicht Liebe, doch eine dauernde und innige Freundschaft einflößen könnte, und ich erinnerte mich an den Ausspruch der Weisen, daß die Freundschaft glücklichere Ehen stifte als die Liebe.

Ich glaubte bemerkt zu haben, daß diese junge und schöne Person mir mit Vergnügen zuhörte; ihre schönen Augen drückten, wenn sie auf mich gerichtet waren, Theilnahme und Wohlwollen aus. Ja ich verstieg mich sogar zu dem Gedanken, daß den Aufmerksamkeiten, welcher ihre Mutter mich würdigte, dem Vergnügen, das ihre Onkel über meine täglichen Besuche äußerten, vielleicht irgend eine günstige Stimmung für meine, mir kaum noch selbst gestandne Wünsche zum Grunde läge. Ich war nicht reich; aber drei hundert tausend Franken, sicher angelegt, waren die Frucht meiner Ersparnisse. Und am Ende, da ein aufrichtiger Freund von mir, der Abbe Maury, diese Verbindung nicht allein für vernünftig, sondern auch von beiden Theilen für wünschenswerth hielt, warum sollte ich selbst gedacht haben, daß sie so unpassend wäre?

Ich war auf den Mittag zu den Herrn Morellet eingeladen, und begab mich in einer Bewegung hin, wie mein Gemüth sie noch nicht em=

pfunden hatte. Ich erinnre mich sogar noch halb und halb, daß ich etwas mehr Sorgfalt auf meinen Anzug verwandte. Eine ernstere Aufmerksamkeit ward von nun an einem Gegenstande gewidmet, der mich so lebhaft zu interessiren begann. Kein Wort ward überhört, kein Blick entschlüpfte mir; ich machte mit zarter Behutsamkeit unmerkliche Annäherungen und leichte Versuche auf die Stimmung der Gemüther. Der Abbe schien nicht darauf zu achten; seine Schwester aber, sein Bruder und seine Nichte schienen ein Gemüth für Alles zu haben, was ich mir entfallen ließ.

Um diese Zeit machte der Abbe eine Reise nach Brienne in Champagne zu den unglücklichen Loménie's, mit welchen er von Jugend auf in Verbindung gewesen war; und während seiner Abwesenheit ward mein Umgang mit seiner Familie noch vertrauter und herzlicher.

Zwar wußte ich, wie leicht ein schmeichelnder Anschein einer neuen Verbindung seinen trügerischen Reiz leihen kann; ich wußte, welche Täuschung Anmuth mit Schönheit im Bunde hervor zu bringen vermag; ein zwei bis drei monatlicher Umgang eignete sich eben nicht, den Charakter eines jungen Mädchens zu durchschauen. Mehr als eine war mir in der Welt begegnet, die nur zu der Kunst zu gleißen und zu täuschen abgerichtet war; aber von dieser hatte man mir so viel Gutes gesagt, sie schien mir so ungekünstelt, so rein, so wahr, so entfernt von jeder Verstellung, List und Heuchelei; Güte, Unschuld und zarte Bescheiden-

heit prägten sich in ihrem Wesen und in ihren Reden so sichtlich ab, daß ich mich unverstehlich zum Glauben an sie hingezogen fühlte. Um hier zu zweifeln, hätte ich in Alles ein Mißtrauen setzen, und dem Glauben an alles Edle und Gute entsagen müssen.

Ein Spatziergang in den Gärten von Sceaux bestimmte mich vollends. Nie war dieser Ort mir so reizend erschienen; nie hatte ich die freie Luft mit solcher Wollust eingesogen; Alles schien durch die Gegenwart des Fräuleins von Montigny verschönert; ihre Blicke verbreiteten um sich einen unaussprechlichen Zauber. Was ich empfand, war nicht jener Taumel der Sinne, den man Liebe nennt; es war eine stille Seligkeit, wie man uns die Seligkeit reiner Geister schildert. Ja, es dünkte mir, daß ich jetzt zum erstenmal das wahre Gefühl der Liebe empfand.

Bis dahin hatte ich mich dem Reiz der Sinne hingegeben. Hier fühlte ich mich wie aus mir selbst gehoben durch einen unwiderstehlichen Zauber. Es war die Treuherzigkeit, die Unschuld, ein zart ansprechendes Gefühl, die keusche und schüchterne Schaam, die verschönernd ihren Schleier über die Anmuth und die Schönheit warf, es war die Tugend mit den Blumen der Jugend bekränzt, was mein Gemüth noch mehr als meine Augen mit einer Magie bezauberte, die weit über alle Zauberkräfte der Armiden ging, die ich in der Welt zu treffen geglaubt hatte.

Meine Bewegung war um so tiefer, je mehr

mehr ich sie zurück hielt. Das Geständniß brannte auf meiner Zunge; aber an wen sollte ich es richten, und welcher Empfang wartete seiner? Die gute Mutter gab die Veranlassung dazu. In der Allee, wo wir gingen, war sie mit ihrem Bruder nur zwei Schritte von uns. „Ich muß doch," sagte sie lächelnd, „ein recht großes Vertrauen zu Ihnen haben, daß ich Sie so allein mit meiner Tochter plaudern lasse." — „Madam," erwiederte ich, „es ist billig, daß ich diesem Vertrauen entspreche, indem ich Ihnen sage, wovon wir sprechen. Das Fräulein schilderte mir das Glück, das sie empfänden, alle vier zusammen zu leben; und ich, dessen Neid die Schilderung aufregte, war im Begriff, Sie zu fragen, ob ein Fünfter, zum Beispiel ich, die Gesellschaft verderben würde." — „Ich glaube es nicht," erhielt ich zur Antwort, „fragen Sie vielmehr meinen Bruder." — „Ich," sagte dieser offenherzig, „würde damit sehr zufrieden seyn." — „Und Sie, mein Fräulein?" — „Ich hoffe, daß mein Onkel, der Abbe, der Meinung meiner Mutter seyn wird, aber bis zu seiner Zurückkunft erlauben Sie mir zu schweigen."

Da man an seiner Zustimmung nicht zweifelte, meine Wünsche einmal erklärt, und die Mutter, die Tochter und der Onkel nicht dawider waren, so legte ich mir weiter keinen Zwang auf. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß ein Gefühl, das mich unablässig beschäftigte, in dem Herzen derjenigen, welche der Gegenstand desselben war, einigen Eingang fand.

Der Abbe ließ auf sich warten, endlich kam er, und gab seine Einwilligung, obgleich Alles sich ohne sie gefügt hatte. Am folgenden Tag wurde der Ehecontrakt unterschrieben. Er setzte in ihm seine Nichte nach seinem und seiner Schwester Tode zum Erben ein, und ich begnügte mich, meiner Frau nach meinem Sterben eine glückliche, von ihren Kindern unabhängige Lage zu sichern.

Unter günstigern Anzeichen ist nicht leicht eine Hochzeit vollzogen. Da unser Vertrauen zu einander gegenseitig und vollkommen, und wir beide von dem Gelübde, das wir am Altar aussprechen sollten, innig durchdrungen waren, so legten wir es ab ohne die mindeste Beängstigung oder Unruhe.

Als wir aus der Kirche kamen, wo Chastellüx und Thomas den hochzeitlichen Schleier über uns gehalten hatten, ließ man uns einige Augenblicke allein; und diese Augenblicke wurden dazu verwandt, einander die feste Zusicherung zu geben, uns gegenseitig glücklich zu machen. Diese erste Ergießung zweier Herzen, die von der einen Seite die Redlichkeit, von der andern die Unschuld, und von beiden die innigste Freundschaft für immer vereinigt, ist vielleicht der süßeste Augenblick des Lebens.

Das Mahl nach der Toilette] ward beseelt durch eine Heiterkeit aus der guten alten Zeit. Die Gäste waren d' Alembert, Chastellüx, Thomas, Saint-Lambert, ein Vetter der Herrn Morellet und einige andre gemeinschaftliche Freunde.

Alle waren um die Neuvermählte geschäftig, und gleich mir so von ihr entzückt und erfreut, daß man jeden von ihnen für ihren glücklichen Gatten hätte halten mögen.

Nach Tische gingen wir in einen Saal, der zu seiner Verzierung die reiche Bibliothek des Abbe Morellet hatte. Ein aufgeschlagenes Clavier mit Pulten umher kündigte freilich Musik an; aber welche neue und himmlische Musik sollten wir hören! Die Oper Roland, die erste französische Oper mit italienischer Musik, und zu ihrer Aufführung die schönsten Stimmen und der Kern des Orchesters.

Diese Neuheit wirkte auf uns mit allem Zauber der Ueberraschung. Piccini war am Clavier; er beseelte das Orchester und die Sänger mit dem Feuer seines Genies und seiner Seele. Die Gesandten von Schweden und Neapel wohnten dem Conzert bei, und waren entzückt; auch der Marschall von Beauveau war gegenwärtig. Diese Art von Bezauberung dauerte bis zum Souper, wozu die Sänger und die Musiker eingeladen waren.

So verging dieser schöne Tag, der Anfang und die Verkündigung des Glücks, das sich über den Rest meines ganzen Lebens verbreitet hat und durch alle Widerwärtigkeiten, die es zwar oft getrübt, nie aber zerstört haben.

Wir waren übereingekommen, daß die beiden Onkel, die Mutter und wir beide beisammen wohnen, und Jedes ein Fünftheil zur Haushaltung beitragen wollten, eine Einrichtung, die mir in

jeder Rücksicht zusagte. Sie vereinte den Vortheil des häuslichen Umgangs, mit dem eines gesellschaftlichen Zirkels, der schon ganz gebildet war und dessen wir nur genießen durften.

Ich habe bereits einen Theil derjenigen aufgeführt, die wir unsre Freunde nennen konnten; doch sind einige von mir bloß beiläufig erwähnt worden, auf welche meine Erinnerung mit Wohlgefallen weilt.

Ihr habt, meine Kinder, tausendmal von eurer Mutter und von ihrer Familie gehört, wie unendlich viel Vergnügen wir in dem Umgang mit Saint-Lambert und seiner Freundin, der Gräfin von Houdetot fanden; mit welchem Zauber die Vereinigung des Geistes, des Geschmacks, der Liebe zu den Wissenschaften und aller wesentlichen Vorzüge des Herzens uns bald an den Weisen von Eaubonne, bald an den lieblichen Aufenthalt der Sevigné von Sanois fesselten. Nie haben zwei Geister und zwei Seelen in einen so vollkommenen Einklang von Gefühlen und Gedanken zusammengestimmt. Vorzüglich aber glichen sie sich in dem liebenswürdigen Bestreben, ihre Freunde gut bei sich zu empfangen. Ihre Höflichkeit war zugleich frei, ungezwungen, aufmerksam und von dem feinsten Geschmack; sie kam aus dem Herzen und ging zum Herzen, kurz sie war von der seltnern Art, die nur gefühlvollen Herzen bekannt ist.

Saint Lambert und ich hatten zu den Zirkeln des Baron von Holbach, Helvetius und der Mad.

Geoffrin gehört; auch besuchten wir fortwährend den des Herrn Necker; doch war ich in diesem viel früher aufgenommen, ich war beinahe in ihm der Senior.

Auf einem Bürgerball hatte ich die Bekanntschaft der Mad. Necker gemacht, die damals noch jung, ziemlich hübsch und von blendender Frische war; sie tanzte schlecht, aber aus Herzenslust.

Kaum hatte sie mich nennen hören, so kam sie mit dem naiven Ausdruck der Freude auf mich zu: „Einer meiner ersten Wünsche," redete sie mich an, „als ich nach Paris kam, war den Verfasser der moralischen Erzählungen kennen zu lernen; ich versprach mir nicht auf dem Ball ein so glückliches Zusammentreffen; hoffentlich soll es kein vorübergehendes seyn. — „Necker," rief sie ihren Mann herbei," kommen Sie, und bitten Sie mit mir Herrn Marmontel, den Verfasser der moralischen Erzählungen, daß er uns die Ehre seines Besuchs schenkt." Herr Necker lud mich auf eine sehr höfliche Art ein; ich nahm die Einladung an. Thomas war der einzige Gelehrte, den sie vor mir gekannt hatten. Bald aber, nachdem sie ihr schönes Hotel bezogen, wählte Mad. Necker nach dem Beispiel der Mad. Geoffrin sich einen ähnlichen Zirkel.

Unbekannt mit den pariser Sitten, besaß Mad. Necker keine von den Annehmlichkeiten einer jungen Französin. Weder ihr Benehmen, noch ihre Art sich auszudrücken, kündigte eine Frau an, die in der Schule der Künste erzogen und in

der großen Welt gebildet ist. Ihrem Putz fehlte es an Geschmack, ihrer Haltung an Leichtigkeit, ihrer Höflichkeit an einnehmender Grazie, kurz ihr Geist wie ihr Benehmen hatten zu viel Zurichtung, um sich mit Anmuth zu zeigen.

Desto vortheilhafter und ihrer würdiger zeichneten sie Sittsamkeit, Offenheit und Güte des Herzens aus. Eine tugendhafte Erziehung und ein gründlicher Unterricht hatten die trefflichen Anlagen ihrer Seele im reichen Maaße ausgebildet. Ihre Empfinduugen waren untadlich, aber ihre Ideen oft verworren und dunkel. Statt sie aufzuhellen, verwickelten sie sich in ihnen; sie glaubte ihnen mehr Hoheit zu geben, und übertrieb sie — sie zu erweitern, und verirrte sich in Abstraktionen und Hyperbeln. Gewisse Gegenstände schien sie nur durch einen Nebel zu erblicken, der sie ihrem Blick vergrößerte, und dann ward ihr Ausdruck bis zu einem Grade schwülstig, daß er lächerlich gewesen wäre, hätte man nicht gewußt, daß es bei ihr unabsichtlich geschah.

Ihr Geschmack war weniger bei ihr ein natürliches Gefühl als das Resultat von Meinungen, die sie sich gesammelt und aufgezeichnet hatte. Nach welchem Vorbilde sich ihr Urtheil gebildet, wäre leicht zu errathen gewesen, auch wenn sie ihre Muster nicht genannt hätte. In der Schreibart schätzte sie nur Erhabenheit, Würde, Pomp. Für die Gradationen, die Schattirungen, die Brechungen der Farben war sie wenig empfänglich. Man hatte ihr den naiven Styl Lafontainens, den na-

türlichen der Sevigné gerühmt; sie sprach darüber vom Hörensagen, aber man merkte leicht, daß es nicht aus dem Herzen kam. Die Anmuth einer nachlässigen, leichten, zwanglosen Schreibart war ihr unbekannt. Selbst in der Unterhaltung mißfiel ihr die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Es machte mir oft eine Lust zu sehen, wie weit sie diese Verzärtelung trieb. Einst nannte ich ihr einige familiäre Ausdrücke, die sich mir einer Aufnahme in den höhern Styl zu eignen schienen, z. B.: faire l'amour, aller voir ses amours, commencer à voir clair; prenez votre partie; pour bien faire, il faudroit; non, vois tu; faisons mieux, u. s. w. Sie verwarf sie als unwürdig des edlern Styls. „Racine," sagte ich, „war weniger schwierig als Sie, er hat sie sämmtlich gebraucht;" und nun führte ich ihr die Beispiele davon an. Aber ihre Meinung, einmal gefaßt, war unwandelbar, und Thomas oder Büffons Autorität für sie ein Glaubensartikel.

Man hätte sagen können, daß sie die Regelmäßigkeit sich zur Richtschnur ihrer Pflichten machte. Alles in ihnen war abgemessen und abgezirkelt; selbst die Erheiterungen, die sie sich verschaffen zu wollen schien, hatte ihren zureichenden Grund, ihre Methode.

Man sah sie ämsig beflissen, sich der Gesellschaft angenehm zu machen, beeifert, diejenigen, die sie in ihr aufgenommen, gut zu empfangen, aufmerksam, Jedem etwas ihm besonders Gefälliges zu sagen; aber Alles war vorher ausgedacht,

nichts floß aus sich selbst, nichts brachte Täuschung hervor.

Nicht für uns, nicht einmal für sich selbst, wandte sie alle diese Bestrebungen auf, sondern einzig für ihren Gatten. Ihn uns kennen zu lehren, ihm unsre Meinung zu gewinnen, sein Lob durch uns in der Welt zu verbreiten und seinen Ruf zu gründen, war der Hauptzweck bei der Stiftung ihres literarischen Zirkels. Aber auch ihr Gesellschaftssaal, ihr Diner mußte für ihren Mann eine Erholung, ein Schauspiel seyn; denn wirklich spielte er nur dabei einen schweigenden und kalten Zuschauer. Einige feine Bemerkungen ausgenommen, die er hin und wieder einstreute, überließ er seiner Frau die Sorge der Unterhaltung. Sie that ihr Möglichstes, aber ihr Geist hatte für eine Tischgesellschaft nichts Erweckendes und Belebendes. Nie ein Einfall, ein sinnreicher Gedanke, eine witzige Wendung, die in den Gemüthern zündete. Unruhig und ängstlich, sobald sie das Gespräch ermatten sah, suchten ihre Blicke die Ursache davon in unsern Augen. Sie war sogar zuweilen so naiv, sich gegen mich darüber zu beschweren. „Was soll man machen, Madam,“ antwortete ich, „man hat nicht immer Geist, wenn man will, und ist nicht immer in der Stimmung, liebenswürdig zu seyn. Sehen Sie selbst Herrn Necker, ob er jeden Tag unterhaltend ist.“

Alle ihre Aufmerksamkeiten, all ihr Bestreben, uns zu gefallen, hätten nicht die Unlust überwin-

den können, nur zur Unterhaltung ihres Gatten an ihrer Tafel zu sitzen. Aber es ging mit diesen Diners wie mit so vielen andern, wo die Gesellschaft, sich selbst genügend, den Wirth der Beisteuer überhebt, wofern dieser nur es ihnen erläßt, sich mit ihm zu beschäftigen.

Als Necker Minister war, haben Manche, die ihn zuvor nicht in seinem Privatleben gekannt haben, sein Schweigen, seinen Ernst, seine Tragung des Kopfes dem Stolz auf seinen neuen Stand zugeschrieben. Aber ich kann bezeugen, daß er vor seiner Erhebung, als bloßer Handelsgesellschafter des Banquier Thélüsson, schon die nehmliche Miene, denselben ernsten und schweigenden Charakter hatte, und gegen uns weder zuvorkommender noch zutraulicher war. Er empfing seine Gäste höflich, äußerte aber gegen keinen von uns jene schmeichelnde Herzlichkeit, die der Höflichkeit einen Schein von Freundschaft ertheilt.

Seine Tochter hat von ihm gesagt, daß er s e i n e L e u t e i n d e r E n t f e r n u n g z u h a l t e n w i s s e. Wäre dieß seine Absicht gewesen, so hätte sie ziemlich leichtsinnig einen wenigstens lächerlichen Stolz an ihm aufgedeckt. Aber das Wahre an der Sache war, daß ein Mann, der von Jugend auf an die geheimnißvollen Operationen einer Bank gewöhnt, und in die Berechnungen der Handels-Spekulationen vertieft, die Welt wenig kannte, mit Wenigen umging, sogar sehr wenig las, und von Allem, was nicht in sein Fach einschlug, nur oberflächlich unterrichtet war,

aus Klugheit und Eigenliebe zurückhaltend seyn mußte, um nicht seinen Maaßstab zu geben; auch sprach er frei und ausführlich über die Gegenstände, welche er inne hatte, wenig hingegen von allem Uebrigen. Er war also fein und klug, aber nicht stolz. Seine Tochter ist zuweilen eine liebenswürdige Unbesonnene.

Mad. Necker selbst hatte unter uns Freunde, die sie auszeichnete; und ich habe immer zu dieser Zahl gehört. Nicht, daß unser Geist und unser Geschmack so ganz zusammen gestimmt hätten; ich stellte sogar mit Fleiß meine einfachen und gewöhnlichen Ansichten ihren hochfliegenden Ideen entgegen, und sie mußte, um sich mir mitzutheilen, sich von ihrer unzugänglichen Höhe herablassen. Indeß, so ungelenksam ich mich auch zeigte, ihr in die Region ihrer Vorstellungen zu folgen, und so wenig ihr es lieb war, daß ich mich von meinen Sinnen zu sehr beherrschen ließ, blieb sie mir darum nicht minder gut.

Ihr Zirkel hatte für mich das überaus Angenehme, daß ich in ihm die Gesandten von Neapel und von Schweden traf, zwei Männer, deren Verlust mich am meisten geschmerzt hat. Jener machte mir durch gutmüthige Herzlichkeit so wie durch Geschmack und Einsichten seinen Umgang täglich schätzbarer; dieser zog durch seine zarte Freundschaft, durch seine sanfte Lebensweisheit, durch den milden Ausstrom seiner edlen und bescheidnen Denkart, durch den schwermüthigen und rührenden Anstrich in seinem Ausdruck und in sei-

nem Charakter mich noch inniger an sich. Ich sah sie in ihrem Hause, bei mir, bei meinen Freunden so oft es mir möglich war, doch nie für meinen Wunsch häufig genug.

Glücklich im Kreise meiner Bekanntschaften, noch glücklicher im häuslichen Leben, erwartete ich nach achtzehn Monaten unsrer Ehe die erste Niederkunft meiner Frau als ein Ereigniß, das meine Wünsche krönen sollte. Wie ward ich in meinen Hoffnungen so schmerzlich getäuscht! Dieß so heiß ersehnte Kind war todt auf die Welt gekommen. Befremdet, unruhig, nicht sein Schreien zu vernehmen, verlangte seine Mutter nach ihm, und unbeweglich und zitternd harrte ich noch in einem Nebenzimmer ihrer Niederkunft, als meine Schwiegermutter mit den Worten eintrat: „Kommen Sie Ihre Frau zu umarmen, und sie vor der Verzweiflung zu retten; ihr Kind ist todt zur Welt gekommen.“ Ich fühlte mein Herz wie vom Todesstreich getroffen. Bleich und erstarrt wankte ich, kaum fähig mich auf den Füßen zu erhalten, an ihr Bett, und sagte, mit aller Anstrengung mir Gewalt über mich erzwingend: „Meine gute Freundin, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, es mir zu beweisen, daß du für mich lebst. Unser Kind ist nicht mehr, es ist gestorben, ehe es das Licht erblickt hat.“ Die Unglückliche stieß einen Schrei aus, der mir durchs Herz riß, und sank ohnmächtig in meine Arme. Doch hinweg über diese peinlichen Augenblicke, da sie diese Blätter

lesen wird; sie würden nur eine Wunde wieder aufreißen, die zu lange geblutet hat.

Bei unserm zweiten Kinde sah ich sie entschlossen, es selbst zu stillen. Ich widersetzte mich, weil ich sie noch für zu schwach hielt. Die Amme, die wir gewählt, hatte das versprechendste Aussehen; eine frische gesunde Farbe, rothe Lippen, weiße Zähne, einen vollen Busen, sie hatte Alles, nur keine Milch. Das Kind, dem keine Quelle floß, schwand wie ein Schatten. Es war zu Saint-Cloud, und bis seine Mutter die Kraft gewann, zu ihm zu kommen, hatte der Pfarrer des Dorfes uns versprochen, auf dasselbe Acht zu haben; er gab uns Nachrichten von ihm, aber der Grausame hinterging uns.

Als wir hinkamen, wurden wir schmerzlich aus unsrer Täuschung gerissen. „Mein Kind verschmachtet,“ sagte seine Mutter zu mir; „sieh nur, wie seine Händchen abgezehrt sind; es blickt mich an, als wollte es mich um Mitleid anflehen. Die Amme muß es zu uns nach Paris bringen, und mein Geburtshelfer sie besichtigen.“ Sie kam, er ward gerufen, und fand ihre Brust leer. Unverzüglich ward eine andre Amme angenommen, und nun floß dem Kinde eine so ergiebige Quelle, daß es kaum von ihr zu trennen war.

Welch eine Freude für uns, es zusehends sich erholen und gleich einer ausgetrockneten hinwelkenden Pflanze, wenn sie begossen wird, sich neu beleben zu sehen! Dieses theure Kind war Albert, und eine süße Ahnung schien uns in ihm schon damals

alle die Tröstungen zu verheißen, die es uns gewährt.

Um die Amme bei sich zu behalten, und es eine reinere Luft athmen lassen, wünschte meine Frau eine Wohnung auf dem Lande, und ein Freund des Herrn Morellet überließ uns die seinige zu Saint-Brice.

Ich fand hier zwei schätzbare Männer, die in einem engen Bunde lebten, in welchem ich selbst bald aufgenommen war. Der eine war der Pfarrer des Dorfs, ein älterer Bruder des Abbe Maury, ein verständiger Mann von einem trefflichen Charakter; der andre ein ehemaliger Buchhändler mit Namen Latour, sanft, friedlich, bescheiden, voll feinfühlender Redlichkeit und so verbindlich gegen mich, als mildthätig gegen die Armen des Dorfs. Seine Bibliothek war so gut wie die meinige.

Ich arbeitete damals an der Encyklopädie. Mit Anbruch des Tages stand ich auf, verwandte früh acht bis zehn Stunden auf das Ordnen der vielen Bemerkungen, die ich mir bei meinem Studiren aufgezeichnet hatte, und widmete den übrigen Theil des Tages meiner Frau und meinem Kinde. Es machte schon damals das Glück unsers Lebens.

So wie die gute Milch unsrer jungen Burgunderin Gesundheit in seine Adern strömte, sahen wir über alle seine zarten Glieder das Fleisch an Ründung und Festigkeit gewinnen, seine Augen sich beleben, seine Wangen sich färben, seine ganze Gestalt sich verschönern. Auch

seine kleine Seele glaubten wir sich entfalten und seinen Verstand sich entwickeln zu sehen. Schon schien es uns zu verstehn, und fing an uns zu kennen; sein Lächeln und seine Stimme erwiederten das Lächeln und die Stimme seiner Mutter; auch meiner Liebkosungen sah ich es sich erfreun. Bald versuchte seine Zunge, die ersten Worte der Natur, jene so süßen Namen zu lallen, die von den Lippen des Kindes in das Herz des Vaters und der Mutter dringen.

Nie werde ich des Augenblicks vergessen, wo in dem Garten an unserm Häuschen mein Knabe, der ohne Laufband noch nicht zu gehen gewagt hatte, sich der leitenden Amme entwand, auf mich, der ich drei Schritte weit von ihm kniete, und die Hände zu ihm ausstreckte, zwar mit wankenden Knieen, aber doch mit entschlossenem Tritt zueilte, und sich in meine Arme warf. Ich weiß wohl, daß die Rührung, die ich in diesem Augenblick empfand, ein Vergnügen ist, das die wohlthätige Natur überall vertheilt. Aber wehe den abgestumpften Herzen, die, um gerührt zu werden, künstlicher und ungewöhnlicher Eindrücke bedürfen. Ziemlich drollig sagte die Frau eines unsrer Freunde von mir: „Er glaubt wahrlich, daß Niemand auf der Welt Vater ist als er.“ Nein, ich verlange nicht, daß für mich die Vaterliebe einen ausschließenden Reiz besitze; aber wäre dieses gewöhnliche Glück nur mir allein gewährt, ich würde dafür nicht weniger empfänglich seyn. Meine Frau fühlte die erste Wonne der mütterlichen

Liebe nicht minder tief; und ihr könnt euch leicht denken, daß wir an der Seite unsers Kindes uns beide nach keinem andern Schauspiel, keiner andern Gesellschaft sehnten.

Unsre Familie und einige unsrer Freunde besuchten uns indeß in den Feiertagen. Der Abbe Maury gehörte zu jenen, und man mußte ihn hören, wie viel er sich damit wußte, mir mein Glück geweissagt zu haben.

Auch sahen wir zuweilen unsre Nachbarn, den Pfarrer von Saint-Brice und seine würdige Frau, die viel Liebe zu der meinigen hatte.

Wir machten häufig einsame Spatziergänge, deren Ziel gewöhnlich der durch Rousseau so berühmte Castanienwald zu Montmorenci war.

„Hier," sagte ich zu meiner Frau, „dichtete er die Heloise, worin er so viel Kunst und Beredsamkeit aufgewandt hat, das Laster mit der Farbe der Redlichkeit und mit einem Anstrich von Tugend zu schminken."

Meine Frau hatte eine große Vorliebe für Rousseau; sie wußte es ihm unendlich Dank, daß er die Frauen zum Stillen ihrer Kinder überredet, und sich beeifert hatte, das erste Alter des Lebens glücklich zu machen. „Man muß dem," sagte sie, „Einiges verzeihen, der uns gelehrt hat, Mütter zu seyn."

Ich aber, der in Rousseau's Benehmen und in seinen Schriften nur einen beständigen Contrast von schönen Reden und unedlen Handlungen gefunden; der ihn als den Apostel und den Mär-

tyrer der Wahrheit sich ankündigen, und in trügerischen Sophismen sein Spiel mit ihr hatte treiben sehen; der aus Thatsachen wußte, wie er durch die Verleumdung sich von der Last der Dankbarkeit befreite, in seiner menschenfeindlichen Stimmung und in seinen finstern Visionen die falschesten Farben mischte, um seine Freunde anzuschwärzen; wie er selbst diejenigen unter den Gelehrten, die ihm das meiste Wohlwollen bewiesen hatten, verlästerte, um allein zu glänzen, und sie alle zu verdunkeln; ich machte meiner Frau durch das Gute selbst, das Rousseau gestiftet, all das Unheil bemerkbar, dessen Verschuldung er entgangen wäre, hätte er, statt sein Talent zur Fröhnung seiner Leidenschaften, zur Colorirung seines Hasses, seiner Rachsucht, seiner schreienden Undankbarkeit, zur künstlichen Ausschmückung seiner Verleumdungen aufzuwenden, an sich gearbeitet, seinen Stolz, seine wunde Reizbarkeit, sein finstres Mißtrauen, seine feindseligen Erbitterungen zu besiegen, und wieder zu werden, was er von Natur war, gefühlvoll, billig, aufrichtig und gut.

Meine Frau hörte mir traurig zu. Einst sagte sie mir: „Mein Freund, es thut mir weh, dich so oft von Rousseau'n schlecht sprechen zu hören. Man wird dich beschuldigen, durch irgend eine persönliche Feindschaft und wohl gar durch ein bischen Neid gegen ihn gereizt zu seyn.

„Eine persönliche Feindschaft," erwiederte ich, „wäre von meiner Seite höchst ungerecht, da er mich nie beleidigt, nie mir etwas in den

Weg gelegt hat. Daß Neid sich einmischte, wäre vielleicht eher möglich; denn ich bewundre ihn in seinen Schriften so sehr, daß ich in dieser Hinsicht ihn wohl beneiden könnte; und ich selbst würde mich dessen schuldig bekennen, beträfe ich mich je darauf, daß ich ihn verunglimpfte. Aber im Gegentheil empfinde ich, indem ich mit dir von den Krankheiten seiner Seele spreche, eben dieß herbe niederschlagende Gefühl, das du bei der Anhörung empfindest." „Aber warum," wandte sie ein, „ihn in deinen Schriften, in deinen Reden so strenge behandeln? warum seine Laster so hervor ziehn? Ist es nicht eine Versündigung, die Asche der Todten zu beunruhigen?"

„Ja, der Todten, versetzte ich, „die kein verderbliches Beispiel den Lebenden zurückgelassen haben. Aber Gifte, die ein beredter und verführerischer Sophist in seinen Schriften künstlich zubereitet, die gehässigen Eindrücke, die er durch scheinbare Verleumdungen hervor gebracht, kurz Alles, was ein berühmtes Talent der Nachwelt Ansteckendes überliefert hat, darf man auch dieß aus Achtung für die Todten durchschlüpfen, und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen lassen? Ich gewißlich werde dagegen, sey es als Verwahrungsmittel oder als Gegengift, Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, und, wäre es auch nur um das Andenken meiner Freunde von den Flecken zu reinigen, womit er es beschmitzt hat, und seinen Proselyten und Enthusiasten, wofern ich es vermag, nur zwischen beiden die Wahl zu

lassen, sich Rousseau'n als boshaft oder als wahnsinnig zu denken. Mag man mich des Neides beschuldigen! So viel berühmte Männer, welchen ich die verdienteste und reinste Huldigung gezollt, werden zeugen, daß nie der Neid in meinen Schriften die Gerechtigkeit und die Wahrheit beeinträchtigt hat. Ich habe Rousseau'n geschont, so lange er lebte, weil er der Menschen bedurfte, und weil ich ihm nicht schaden wollte. Er ist nicht mehr, und alle Schonung für den Ruf eines Mannes fällt weg, der keinen Ruf geschont und in seinen Bekenntnissen selbst die, welche am meisten ihn liebten, gelästert hat."

In Hinsicht der Heloise räumte meine Frau das Gefährliche ein, und was ich darüber in meinem Versuch über die Romane gesagt habe, bedurfte keiner Schutzrede. Aber ich selbst, hatte ich immer so strenge über den Aufwand von Kunst geurtheilt, womit Rousseau gesucht hatte, das gedoppelte Verbrechen, in Saint Preux die Verführung einer Schülerin, in Julien den Mißbrauch des Vertrauens eines redlichen Mannes wie Woldemar, interessant zu machen? Nein, ich bekenne es; und auch meine Ansichten erhielten von meiner neuen Lage die Farbe, die unsre persönlichen Verhältnisse unsern Meinungen und Gefühlen gewöhnlich mittheilen.

Im Wirbel einer Welt, deren öffentliche Sitten verderbt sind, hält es schwer, für gewisse Modelaster wenigstens nicht Nachsicht zu fassen. Die Meinung, das Beispiel, die Verführungen der

Eitelkeit und besonders der Reiz des Vergnügens verfälschen in jungen Gemüthern nur zu leicht die Ansprache des innern Gefühls; der leichtfertige, spottende Ton, womit alte Wüstlinge die Scrupel der Tugend und einer zarten Gewissenhaftigkeit ins Lächerliche spielen, verleitet nur zu leicht, den Vorschriften eines strengen Rechtgefühls weniger Gewicht beizulegen. Von dieser Verweichlichung heilte mich mein neues Verhältniß.

Ja, man muß Gatte, man muß Vater werden, um aus dem richtigen Gesichtspunkt jene ansteckenden Laster zu betrachten, welche die Sitten in ihrer Quelle vergiften, und unter einer einschmeichelnden, gleißnerischen Hülle Verwirrung, Schande, Haß, Gram und Verzweiflung in den Schooß der Familien bringen.

Ein Eheloser, unempfindlich für Leiden, die ihm fremd sind, denkt weder an die Thränen, die er auspressen, noch an die Wuth und die Rache, die er in den Gemüthern entzünden wird. Nur beschäftigt, gleich einer Spinne sein Netz auszuspannen, und den Augenblick zu erlauern, wo er seine Beute umschlingen kann, streicht er aus seiner Moral die Achtung der heiligsten Pflichten, oder betrachtet sie, wenn er sich ja noch ihrer erinnert, als veraltete Gesetze, die aus dem Gebrauch gekommen sind. Was so Viele und oft mit einem Selbstgefallen, dessen sie kein Hehl haben, sich verstatten, erscheint ihm, wenn auch nicht als rechtmäßig, wenigstens als sehr zu entschuldigen. Er glaubt der Ungebundenheit genießen zu dür-

fen, zu welcher ihn die Sitten seiner Zeit berechtigen.

Wenn er aber selbst unter die Zahl derer tritt, welchen ein gewandter Verführer das ganze Lebensglück vernichten kann; wenn er sieht, daß die Schmeichelkünste und die gleißnerische Sprache eines jungen Gecken die Unschuld eines Mädchens oder die Schwäche einer Frau nur zu beschleichen braucht, um namenlosen Kummer auf das Haupt des redlichsten Mannes, und einst vielleicht auf sein eigenes zu häufen: so fühlt er, von seinem eignen Intresse gewarnt, wie heilig die Ehre, die Treue, die Achtung der ehelichen und häuslichen Verhältnisse sind, und mit strengem Blick entdeckt sein Auge die verbrecherische, schändende Seite an allem Unsittlichen auch unter den täuschendsten Ausschmückungen der Beredsamkeit und der Hülle von Ehrgefühl und Beachtung des Wohlstandes, die ihm ein erfinderischer Schriftsteller leiht.

Ich tadelte also Rousseaun, aber mit einem wehmüthigen Gefühl, daß unglückliche Leidenschaften, ein finstrer Stolz und eine eitle Ruhmbegierde so herrliche Anlagen der Seele verdorben hatten.

Wäre Ruhmsucht meine Leidenschaft gewesen, zwei große Beispiele, Voltaire und Rousseau, würden mich von ihr geheilt haben; beide, so verschieden sie auch dachten und fühlten, trafen doch in Einem Punkt, in dem Durst nach Lobsprüchen und Celebrität, zusammen.

Voltaire, den ich vor Kurzem hatte sterben sehen, hatte den Ruhm auf jedem Wege gesucht, der dem Genie offen steht, und ihn durch unendliche Anstrengungen, gekrönt von dem glänzendsten Erfolge, verdient. Aber auch auf jedem Pfade, den er betrat, hatte er den Neid getroffen, mit allen Furien, die in seinem Gefolge sind. Kein andrer Schriftsteller hat je so viele Schmähungen erlitten, ohne ein andres Verbrechen, als seine großen Talente und sein heißes Bestreben, sie hervor zu heben. Man glaubte, sein Mitkämpfer zu seyn, wenn man sich als seinen Feind zeigte, und selbst die er in den Koth trat, hörten nicht auf, ihn zu schimpfen. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Kampf, und er bestand ihn unermüdend. Zwar war der Kampf nicht immer seiner würdig, und er hatte mehr Insekten zu zertreten, als Schlangen zu ersticken. Ohne zum Angriff heraus zu fordern, wußte er doch keinen zu verachten; die Elendesten seiner Widersacher wurden von seiner Hand gezüchtigt, und die Waffe des Spottes war in ihr eine rächende Geißel, mit der er ein furchtbares und grausames Spiel trieb. Das höchste Gut des Lebens, die Ruhe, war ihm unbekannt. Zwar schien endlich der Neid müde, ihn zu verfolgen, und ihn wenigstens am Rande des Grabes zu verschonen. Auf seiner Reise nach Paris, die man ihm nach einem langen Exil verstattete, genoß er seines Ruhms und des Enthusiasmus eines ganzen, für die vielen frohen Stunden, die er ihm verschafft hatte, dankbaren Volks. Seine letzte

schwache Anstrengung, ihm zu gefallen, Irene, ward mit demselben Entzücken aufgenommen, wie ehedem Zaire, und seine Krönung auf der Bühne war für ihn der schönste Triumph. Aber in welchem Moment ward ihm diese Entschädigung, dieser Preis so vieler Nachtwachen? Den folgenden Tag fand ich ihn in seinem Bette. „Nun,“ sagte ich zu ihm, „sind Sie endlich mit Ruhm gesättigt?“ — „Ach, mein Freund,“ erwiederte er, „Sie sprechen mir von Ruhm, und ich liege auf der Folter, und ich sterbe unter fürchterlichen Schmerzen.“

So endete einer der berühmtesten Schriftsteller und der liebenswürdigsten Gesellschafter. Er war reizbar für Beleidigungen, aber auch empfänglich für die Freundschaft. Die, deren er mich als als Jüngling gewürdigt hatte, blieb sich bis zu seinem Tode gleich, und der letzte Beweis von ihr war die verbindliche und gütige Aufnahme, die meine Frau erhielt, als ich sie ihm vorstellte. Sein Haus ward nicht leer von Besuchen, und wir waren Zeuge von der abmattenden Anstrengung, womit er einem Jeden gehörig zu antworten suchte. Diese beständige, seine Kräfte erschöpfende Spannung war für seine wahren Freunde ein peinlicher Anblick. Wir aber blieben zu seinen Soupers und genossen da der letzten Blitze seines bald erlöschenden Geistes.

Rousseau war wie er und durch dieselbe Leidenschaft unglücklich. Aber Voltaire's Ehrgeiz hatte eine Beimischung von Bescheidenheit; ihr

könnt es in seinen Briefen finden: Rousseau's Ehrgeiz hingegen war durch und durch mit Stolz verwebt; der Beweis ist in seinen Schriften.

Ich hatte ihn in dem Zirkel der achtungswürdigsten Gelehrten aufgenommen und geschätzt gesehen; aber das war ihm nicht genug: ihre Celebrität drückte ihn, er hielt sie für eifersüchtig auf die seinige, ihr Wohlwollen war ihm verdächtig. Er fing damit an, mißtrauisch gegen sie zu seyn, und hörte damit auf, sie zu verschwärzen. Wider seinen Willen hatte er Freunde, diese Freunde erwiesen ihm Gutes: ihre Güte war ihm lästig. Er nahm ihre Wohlthaten an, aber er beschuldigte sie, daß sie ihn hätten demüthigen, entehren, erniedrigen wollen; und die gehässigste Verlästerung war der Lohn ihrer Gutthätigkeit.

Man sprach von ihm nur mit theilnehmendem Interesse; die Critik war für ihn voll Schonung, und ihr Tadel durch Lobsprüche gemildert. Aber eben darum, sagte er, sey sie nur hinterlistiger und heimtückischer. In der friedlichsten Ruhe wollte er sich immer verfolgt glauben oder dafür gehalten werden. Seine Krankheit bestand darin, daß er in den zufälligsten Ereignissen, in den gewöhnlichsten Vorfällen irgend eine Absicht, ihm zu schaden, hinein deutete, als wenn auf Erden alle Augen des Neides auf ihn geheftet wären. Hatte der Herzog von Choiseul Corsica erobern lassen, so war es nur geschehen, um ihm den Ruhm zu rauben, der Gesetzgeber dieser Insel zu werden.

Speiste eben dieser Herzog zu Montmorenci bei der Marschallin von Luxembourg, so geschah es, um sich den Platz anzumaaßen, den er an ihrer Seite gewöhnlich einnahm. Ihm nach war Hume auf seine Aufnahme bei dem Prinzen von Conty eifersüchtig gewesen. Er verzieh es Grimm nicht, bei Frau von Epinay eine Art von Vorrang vor ihm gehabt zu haben, und man kann in seinen Memoiren sehen, wie bitter seine Eitelkeit sich für diese Beleidigung gerächt hat.

So war für Voltaire wie für ihn das Leben fortwährend, wenn gleich auf verschiedne Weise stürmisch gewesen. Für jenen hat es heiße Martern, aber auch sehr lebhafte Genüsse gehabt; für diesen war es nur eine Fluth von Bitterkeiten ohne irgend eine Beimischung von Freude und Aufheiterung. Gewiß hätte ich mit Rousseau's Lage um keinen Preis tauschen mögen; er selbst hatte sie nicht aushalten können; und nachdem er seine Tage sich vergiftet, befremdet es mich keineswegs, daß er ihre traurige Dauer abgekürzt hat. *)

Auch Voltaire's Ruhm, ich gestehe es, fand ich mit allen den Widerwärtigkeiten, die sie ihm zugezogen, zu theuer erkauft, und ich sagte auch hier: „Lieber weniger Glanz und dafür mehr Ruhe."

*) Diese Meinung, der auch Marmontel beitritt, ist wohl hinlänglich durch Düssaulr's und Corauze's Schriften widerlegt. d. Ueb.

Beschränkt in meiner Ehrbegierde, theils durch das Bedürfniß, meinen Flug der Kraft meiner Schwingen anzumessen, theils durch meinen Hang zu der Geistes- und Seelenruhe, welche die Gefährtin des stillen Fleißes, und, wie ich glaubte, das Erbtheil einer sich bescheidenden Beschränktheit ist, würde diese glückliche Lage mir genügt haben. So hatte ich, indem ich frühzeitig anmaaßenden Versuchen entsagte, mit dem Neide mich gleichsam ausgeglichen, und mich nur auf Fächer beschränkt, wo der Beifall leicht verziehen wird. Ich blieb indeß nicht weniger geschont, und ich machte die Erfahrung, daß auch kleine Dinge in kleinen Seelen eine neidische Bösartigkeit bewirken.

Aber ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, nie in meinen Schriften zu Beleidigungen heraus zu fordern, den Angriff zu verachten, und nie auf ihn zu antworten. Dreißig Jahre ließ ich mich durch nichts in meinem Entschluß erschüttern, und alle Wuth der Frerons, der Palissots, der Linguets und ihres Gelichters hatte mich nicht wider sie aufreizen können.

Warum dann war ich bei dem Streit über die Musik weniger ruhig geblieben? Die Ursache war, weil ich nicht mich allein, sondern auch einen in seinen theuersten Angelegenheiten unmenschlich angegriffenen Künstler zu vertheidigen hatte.

Piccini war Vater einer zahlreichen Familie, die von dem Ertrage seiner Arbeit lebte; sein friedlicher und sanfter Charakter machte ihn noch anzie-

hender. Ich sah ihn allein, ohne Intriguen alle Kräfte aufbieten, einem ihm fremden Publikum zu gefallen, und zu gleicher Zeit eine unbarmherzige Cabale wie ein Wespenschwarm über ihn herfallen. Ich äußerte darüber mein empörtes Gefühl, und die Wespen wandten gegen mich ihren Stachel.

Die Häupter der Cabale hatten eine Presse zu ihrer Verfügung, die ihre Späße druckte, und ein Journal, das sie verbreitete. Ich war in ihm der tägliche Gegenstand ihrer Ausfälle, ohne dieselbe Bequemlichkeit zu meiner Vertheidigung zu haben, und hätte ich sie auch gehabt, diese Balgerei wäre nicht nach meinem Geschmack gewesen.

Indeß wollte ich mich meinerseits auf ihre Kosten belustigen, denn mich gegen Possenreißer zu ereifern, wäre eine trübselige Rolle gewesen.

Ich machte also den Versuch, ihre Intrigue in Handlung zu setzen, und sie selbst nach der Natur zu schildern, wozu ich, um sie lächerlich zu machen, nur ihre eigne Sprache in Reime zu bringen nöthig hatte. Sie ließen ihre Prose drucken, ich las meine Verse vor, und täglich war es darauf angelegt, wer sein Publikum am meisten zu lachen machte.

Auf diese Weise entstand mein Gedicht über die Musik zu Piccini's Vertheidigung. Vielleicht hätte ich besser gethan, bloß Roland, Atys, Dido für ihn sprechen zu lassen; aber ich habe nicht immer gethan, was das Klügste war, und ich gestehe, daß ich dießmal die Schmähungen ge-

gen uns beide durch bloßes Schweigen nicht hinlänglich bestraft glaubte. Uebrigens würde ich aus einem so frivolen und ephemeren Streit kein Gedicht von zwölf Gesängen gemacht haben, wäre ich nicht durch eingeflochtne Nebenumstände unmerklich weiter geführt worden. Besser hätte ich allerdings meine Zeit anwenden können, aber meine gewöhnliche Arbeit forderte Ruhepunkte, und diese Augenblicke der Zerstreuung und der Erholung widmete ich der Polyhymnie.

Ein Ereigniß von ernsterm Interesse fiel in die Zeit meines Aufenthaltes zu Saint-Brice: Neckers Abgang von der Finanzverwaltung. Ich habe schon bemerkt, daß sein Charakter nichts weniger als anziehend war. Nie hatte er mir Veranlassung zu geben, ihn für meinen Freund zu halten; ich war nicht der seinige; da er mir jedoch so viel Achtung und Wohlwollen bewies, als ich von einem so kalt höflichen Manne erwarten durfte, und ich meinerseits von seinen Talenten, seinen Einsichten, seinem Streben, sich durch die Rettung des Staats auszuzeichnen, eine hohe Meinung hatte, so ging mir seine Verabschiedung nahe.

Zudem hegte ich für Mad. Necker die aufrichtigste Verehrung; denn ich hatte von ihr nur Züge der Güte, der Vernunft und der Tugend gesehen, und das besondre Wohlwollen, dessen sie mich würdigte, verdiente wohl, daß ich an einem Ereigniß Theil nahm, das ihr, wie ich nicht zweifelte, sehr zu Herzen ging.

So wie ich es zu Saint-Brice erfuhr, eilte

ich nach Saint-Ouen, in der Meinung, sie würden sich schon auf ihr Gut zurück gezogen haben; sie waren noch nicht angekommen, und ich setzte meine Reise nach Paris fort; unterweges traf ich sie. „Sie wollten uns besuchen?" sagte Necker, „steigen Sie zu uns ein, und kommen Sie mit nach Saint-Ouen." Ich begleitete sie dahin. Wir und Germani, Neckers Bruder, waren den ganzen Abend allein; weder Necker noch seine Gattin verhehlten ihre tiefe Betrübniß. Ich suchte sie zu mildern, indem ich von dem Bedauern sprach, das sie im Publikum zurück lassen, von der gerechten Achtung, die ihnen in ihrer Abgeschiedenheit folgen würde: und darin schmeichelte ich ihnen nicht. „Ich," erwiederte Necker, „bedaure nichts als das Gute, das ich zu thun hatte, und das ich würde gethan haben, hätte man mir Zeit dazu gelassen."

Ich freilich erblickte in seiner Lage nichts als eine ehrenvolle Abgeschiedenheit, ein unabhängiges Glück, Ruhe, Freiheit, Beschäftigungen nach freier Wahl, einen Zirkel, den die Hofgunst nicht herbeizieht, noch die Entziehung derselben entfernt, und im Innern seines Hauses Alles, was das privat- und das häusliche Leben angenehm machen können. Aber ich gestehe, daß ich mehr nach meinen Neigungen sprach, als nach den seinigen; denn ich konnte mir wohl denken, daß er ohne Wirksamkeit auf die Staatsgeschäfte und den Einfluß, welchen sie ertheilen, nie zufrieden seyn könnte. Seine Frau schien es mir Dank zu wis-

sen, daß ich die Wirkung des Schlages, der ihn getroffen, zu mildern suchte. Meine Verbindung mit ihnen ward also durch dieß Ereigniß nur noch enger geknüpft.

Aus Liebe zu mir fügte sich meine Frau ihren entgegenkommenden Einladungen; aber für Herrn Necker behielt sie eine unbesiegbare Abneigung. Sie hatte aus Lyon die Ueberzeugung mitgebracht, daß Necker Schuld an der Verabschiedung des Herrn Türgots, des Wohlthäters ihrer Familie, sey; und bei Mad. Necker fand sie das anziehende Benehmen nicht, das ihr selbst im Umgange mit ihren Freunden so natürlich war.

Sehr von ihr verschieden und viel liebenswürdiger war eine andre Genferin, die schöne Vermenoux, eine vertraute Freundin von Herrn und Mad. Necker. Seit ich sie bei diesen, deren Verbindung sie gestiftet, kennen lernte, hatte ich den Umgang mit ihr sorgfältig fortgesetzt. Ihre Freundschaft für meine Frau knüpfte uns noch näher an einander.

Frau von Vermenoux glich auf den ersten Blick einer Minerva; bald aber schimmerte durch die Hoheit ihrer Züge jene Gutmüthigkeit, jene heitre Sanftmuth, jener herzliche, aber nie die Linie des Anstandes überschreitende Frohsinn, der die Vernunft verschönert und die Klugheit liebenswürdig macht. Sie und meine Frau fühlten sich gegenseitig durch jenen Zug der Sympathie zu einander gezogen, der auf dem vollkommensten Einklang in der Denkart, den Neigungen und der Le-

bensweise beruhet. Mit welcher Freude empfing uns diese gewöhnlich einsame und von Natur in sich gesammelte Frau auf ihrem Landhause zu Sèves! wie innig überließ sich ihr Gemüth der vertraulichen Mittheilung, wie heiter entfaltete es sich bei unsern kleinen Abendgesellschaften zu Paris. Noch jung genug für den Lebensgenuß, ward sie uns durch den Tod entrissen. In der Folge jedoch, so sehr mich ihr Verlust schmerzte, sah ich wohl ein, daß für sie ein längeres Daseyn nur mit Traurigkeit und Bitterkeit erfüllt gewesen wäre. Später gestorben hätte sie zu lange gelebt.

Ich komme wieder auf Saint-Brice zurück und die süße Sorge, die um diese Zeit mich und meine Frau beschäftigte: sie fühlte sich von neuem schwanger. Die reine Luft, Bewegung und das einfache Landleben waren ihr sehr vortheilhaft gewesen, und als wir den Winter nach Paris zurückkehrten, kam sie mit dem schönsten von unsern Kindern nieder. So schien denn noch Alles uns zu lächeln, und beglückender konnte kein Leben seyn, als was wir bis dahin geführt hatten. —

Dem Neid zum Trotz fand Atys eben so viel Beifall, als vorher Roland. Die schönen Arien in beiden Opern, zum Clavier gesungen, erhöheten unsre gesellschaftlichen Freuden in den Concerten bei der Gräfin von Houdedot und bei ihrer Schwägerin, der Frau von Briche.

Diese, die selbst mit Fertigkeit spielte, und mit Geschmack, wenn gleich mit etwas schwacher Stimme sang, hatte die seltene Bescheidenheit,

Talente in ihrem Hause zu versammeln, welche die ihrigen verdunkelten; ohne die mindeste Spur von Eifersucht, beiferte sie sich zuerst, sie hervor zu ziehn. Der feinste Anstand, in welchen sich nicht die mindeste Künstelei mischte, eine ungezwungne Verbindlichkeit, große Leichtigkeit in der Unterhaltung, unbefangene Heiterkeit, die Gabe gut zu sprechen und zu erzählen, gewannen ihr die Herzen, ohne daß sie sich darum strebte. Ihr mündlicher und ihr schriftlicher Ausdruck war rein und sogar gewählt. So sehr ihr Herz für die Freundschaft empfänglich war, so wenig störte irgend ein leidenschaftliches Gefühl den stillen Gleichmuth ihrer Seele. Es war nicht die Frau, nach deren Besitz man sich gesehnt hätte, um alle Kräfte des Herzens beschäftigt zu fühlen, wohl aber die, welche man gewählt hätte, um einer ruhigen Glückseligkeit zu genießen.

Ich habe schon erwähnt, daß ich in meinen ehemaligen Zirkeln Herrn Türgot getroffen hatte; mochte jedoch unsre Lebensweise und unser Charakter nicht genug zusammen stimmen, oder meine Verbindung mit Herrn Necker ihm nicht gefallen, er hatte sich immer kalt gegen mich benommen. Als ein alter Freund des Abbe Morellet nahm er jedoch an meiner Verheirathung Theil, und ich verdankte meiner Frau einige Aeußerungen seines Wohlwollens, die ich um so ehrerbietiger erwiederte, da er in Ungnade gefallen war, und ich sah, daß seine Verabschiedung ihn schmerzte.

Indeß verlor ich nach und nach meine alten

Freunde. Der schwedische Gesandte, von seinem Monarchen zurück gerufen, um sein vertrauter Minister zu seyn, ward mir für immer entrissen. Der Gesandte von Neapel verließ uns, um als Vice-König nach Sizilien zu gehen. Von beiden fiel mir die Trennung um so schwerer, da mir keine Hoffnung blieb, sie wieder zu sehen. Caraccioli's Briefe waren voll Sehnsucht nach unsrer Wiedervereinigung; fast in jedem forderte er mich auf, mit meiner Familie zu ihm nach Sizilien zu kommen, mit dem Erbieten, uns ein Schiff nach Marseille zu senden, um uns nach Palermo zu bringen.

Ihr wißt, wie ich seit vierzig Jahren an d'Alembert hing, und welch einen Werth ich auf seine Freundschaft setzte. Seit dem Tode der Demois. l'Epinasse verzehrte er sich in Mißmuth und Trübsinn. Zuweilen jedoch gestattete er der Freundschaft, einige lindernde Tropfen in seine tiefe Wunde zu gießen. Vorzüglich that es ihm wohl, wenn er in der Unterhaltung mit meiner Frau seine Gedanken von seinem Schmerz ablenken konnte, und diese ließ es sich aufs innigste angelegen seyn. Er und Thomas, zwei Männer, deren Talente ihr die meiste Scheu hätten einflößen müssen, waren gerade die, mit welchen sie sich am gemüthlichsten fühlte. Kein Vergnügen, das sie nicht der Unterhaltung mit ihnen vorzog.

Thomas schien noch ein langes Leben beschieden zu seyn für seinen Ruhm und für seine Freunde. Aber d'Alembert fing an Steinschmerzen zu

fühlen, und bald wurden seine Tage eine Reihe von Leiden, bis er langsam und unter den heftigsten Martern endigte.

In einer schwachen Skizze seines Lobes habe ich die sanfte Gleichheit seines Charakters zu schildern versucht, der sich immer wahr und einfach zeigte, weil er natürlich, fern von allem Prunk und aller Verstellung war, eine Mischung von Stärke und Schwäche, aber von Stärke der Tugend, und Schwäche aus Herzensgüte.

Als ich ihn beweinte, dachte ich mit keinem Gedanken daran, in seine Stelle als beständiger Secretär der Akademie zu treten. Ich stand vielmehr auf dem Punkt, ihm ins Grab zu folgen, niedergeworfen von einem bösartigen Fieber, dem ähnlich, von welchem mich Bouvard schon einmal gerettet hatte; er ward zum zweitenmal mein Retter. Wie muß ich nicht das Gedächtniß eines Mannes segnen, dem ich zwiefach das Leben verdankte, und der bis zur Kraftlosigkeit seines Geistes und seines Körpers nicht aufgehört hat, meinen Kindern die zärtlichste Sorgfalt zu widmen.

Kaum war ich wieder genesen, so mußte ich nach Fontaineblean zur Aufführung meiner neuen, von Piccini componirten Oper, Dido. Da sie ganz mein Werk war, so hatte ich sie völlig nach meinem Gutdünken entworfen, und um in ihr unsre neue Musik einen Schritt weiter vorzurücken, den Augenblick benutzt, wo ein Beweis von Huld, den Piccini erhielt, sein Genie von

neuem belebte. Die Sache hatte folgende Bewandniß.

In diesem Jahre (1783) fragte mich der Marschall von Dûras, diensthabender Kammerherr, ob ich nichts Neues gedichtet hätte, und äußerte mir den Wunsch, der Königin zu Fontainebleau das Schauspiel einer neuen und schönen Oper zu geben. „Aber,“ setzte er hinzu, „sie muß ganz Ihr eigenes Werk seyn. Man weiß es Ihnen nicht Dank genug, daß Sie Quinault's alte Opern verjüngen.“ Ich erkannte in dieser Sprache meinen Mitbruder in der Akademie und seine fortdauernde Gütigkeiten für mich.

„Mein Herr Marschall,“ sagte ich, „so lange meinem Componisten Piccini der Muth benommen ist, wie jetzt, kann ich nichts versprechen. Sie wissen, mit welcher Wuth man ihn um den Beifall bringen wollte, den Roland und Atys dennoch erhielten, und bis dahin hat das wahre Talent über die Cabale gesiegt; aber in der Iphigenia auf Tauris hat es unterliegen müssen, ob er sich gleich selbst in ihr übertroffen hat.“

„Der Unternehmer der Oper, de Vismes, um seine Einnahme durch die Concurrenz beider Partheien zu erhöhen, hat den Einfall gehabt, Gluck und Piccini über das nehmliche Sujet gegen einander kämpfen, und für sie zwei Bearbeitungen der Iphigenia auf Tauris verfertigen zu lassen. Gluck fand in der, welche ihm zufiel, grausenvolle Scenen, die der Energie seines Styls zusagten, und er hat sie kräftig ausgedrückt. Die,

welche Piccini erhielt, so schlecht auch die Arbeit war, eignete sich zu einem sanftern Interesse, und mit den Verbesserungen, die der Verfasser nach meiner Anleitung mit ihr vornahm, zu einer rührenden Musik. Aber nach dem starken Eindruck, den Gluck's wilde Oper auf die Augen und die Ohren hervorbrachte, schien Piccini's Composition schwach und unbedeutend. Glucks Iphigenia ist auf der Bühne, deren sie sich einmal bemächtigte, geblieben; Piccini's Werk konnte sich nicht halten; er ist davon wie betäubt, und nur Sie, Herr Marschall, können ihn von seiner Muthlosigkeit aufrichten." — „Auf welche Art?" fragte er mich. — „Auf eine sehr leichte und sehr gerechte," erwiederte ich. Verwandeln Sie den Gnadengehalt, der ihm versprochen ist, in eine lebenslängliche Pension, und lassen Sie ihm das Patent darüber ausfertigen." — „Von Herzen gern. Ich will bei der Königin darum anhalten, und hoffe, es soll mir gelingen."

Es glückte, und als Piccini mich zu ihm begleitete, um ihm seinen Dank abzustatten, verwies er ihn an die Königin. „Ihr," sagte er, „müssen Sie Ihre Dankbarkeit beweisen, indem Sie dieses Jahr eine große Oper komponiren."

„Das ist grade mein Wunsch," sagte Piccini auf dem Rückwege zu mir, „aber welchen Stoff wählen wir?" — „Die Dido," war meine Antwort, „ich trage mich schon lange mit der Idee herum; aber ich sage es Ihnen im Voraus, daß ich mich in ihr ausdehnen will, daß Sie lange

Scenen in Musik zu setzen bekommen, und daß ich für sie ein so natürliches Recitativ verlange wie die einfache Declamation. Eure italienischen Cadenzen sind einförmig; die Rede ist in ihren Betonungen mannigfaltiger und durchgeführter; ich werde Sie also bitten, sie so auf Noten zu setzen, wie ich sie Ihnen vordeclamiren werde." — „Nun," sagte er, „wir wollen sehen." So entspann sich der Plan, dem Recitativ die Leichtigkeit und Wahrheit des Ausdrucks zu geben, die dem Spiel der berühmten Schauspielerin, welche die Rolle der Dido erhielt, so vortheilhaft war.

Die Zeit drängte uns; ich arbeitete rasch, und, um Piccini den Zerstreuungen in Paris zu entziehn, nahm ich ihn mit mir auf ein sehr hübsches Landhaus, das ich mir gekauft hatte, und wo ich den Sommer mit meiner Familie zubrachte. Piccini machte sich sogleich ans Werk, und als es beendigt, wurde unsre Dido, Mad. Saint-Huberti, zum Diner bei uns eingeladen. Sie sang ihre Rolle von Anfang zu Ende vom Blatte weg, und legte in ihr einen so lebendigen Ausdruck, daß ich mich vor die Bühne versetzt glaubte.

Sie war im Begriff, eine Reise in die Provence zu machen, und nahm ihre Rolle mit, um sie unterwegs einzustudiren; während ihrer Abwesenheit beschäftigten uns die Proben. In diesen Zeitraum fiel jene Krankheit, die mich an den Rand des Grabes brachte. Noch war ich nicht ganz hergestellt, als ich zur Aufführung nach Fon-

tainebleau mußte; meine Frau, besorgt für meine Gesundheit, begleitete mich.

Dort hörte ich bei einem Diner bei Frau von Beauveau zum erstenmal von dem Vorhaben reden, die Stelle des Secretairs der Akademie, die nach d' Alembert so schwer auszufüllen war, durch mich zu besetzen.

Diese Bedenklichkeit, die auch den eitelsten Menschen hätte abschrecken können, war nicht die einzige, die sich mir aufdrang. Die Stelle erforderte ein unausgesetztes Erscheinen in der Akademie, dessen ich mich unfähig hielt. Meine Weigerung war also sehr aufrichtig. Aber man stellte mir Gründe entgegen, welchen ich nachgeben zu müssen glaubte, und es ward beschlossen, daß ich mit in Vorschlag kommen sollte. Ich bedung mir bloß aus, nicht anhalten zu dürfen.

Die Umstände waren mir für die Stimmen des Hofes günstig. Dido erhielt allgemeinen Beifall, und in die Lobsprüche, womit man Piccini's Musik erhob, mischten sich auch einige Worte zum Lobe des Dichters. „Es ist die einzige Oper," sagte der König, „die mich interessirt hat." Er verlangte sie zweimal wieder.

Zwiefach werth wurde mir dieser Beifall durch die Freude, die er meiner Frau machte. Ueberhaupt hatte die Reise ungemein viel Angenehmes für sie. Spaziergänge im Walde, die Beiwohnung der Jagdfeste, der Pferderennen, Ausflüge nach Tomeri, wo man uns köstliche Matelots mit herrlichen Trauben vorsetzte; täglich Schauspiel,

Plätze in der Loge der Frau von Angiviller, deren Haus wir als das unsrige ansehen konnten, und die mit ihrem Gemahl wetteiferte, uns auf die einnehmendste Art in der immer bei ihr zahlreichen und guten Gesellschaft auszuzeichnen; kurz alle Vergnügungen, die ein junger prachtliebender Hof vereinigen kann, und so viele meiner Frau persönlich gegebenen Beweise, daß sie in den Zirkeln seiner nächsten Umgebungen geliebt und geachtet war, trugen fortwährend bei, uns unsern Aufenthalt zu Fontainebleau höchst angenehm zu machen.

Zwei Zufälle verursachten uns jedoch einige Unruhe: ein scheinbarer Rückfall meines Fiebers gleich bei unsrer Ankunft, den die Hofärzte, hätte meine Frau ihnen geglaubt, zu einer Krankheit gemacht hätten, von dem sie mich aber durch den bloßen Gebrauch guter und reifer Trauben, die ich jeden Morgen genoß, wieder herstellte; und die Blattern, die bei unserm Albert, jedoch glücklicher Weise gegen das Ende unsers Aufenthalts ausbrachen. Wir machten uns sogleich auf die Rückreise, und übergaben den kleinen Kranken unserm Freunde Bouvard, der für ihn wie für sein eignes Kind Sorge trug.

# Eilftes Buch.

Wir waren kaum wieder in Paris, als sich die Akademie zur Wahl ihres beständigen Secretärs versammelte. Von vier und zwanzig Wahlstimmen entschieden achtzehn für mich. Meine beiden Mitbewerber waren Beauzée und Süart.

Dido erhielt in Paris eben so großen Beifall wie bei Hofe, und diese Oper machte, wie ehedem Roland und Atys, unsre Wintervergnügungen aus.

Um diese Zeit lernte ich den Hofbanquier Herrn de la Borde kennen. Die Gelegenheit dazu gaben die Concerte, die er, nach dem Beispiel der Gräfin von Houdetôt und der Frau von la Briche, in seinem Hause gab.

Er hatte zwei Töchter, beide von der Natur mit einer sehr reizenden Gestalt und einer sehr einnehmenden Stimme ausgestattet, und Schülerinnen von Piccini, dessen Melodieen durch ihren rührenden Gesang noch inniger ans Herz drangen.

Auf die Einladung des Herrn de la Borde besuchte ich ihn, und speiste zuweilen in seinem Hause. Ich sah ihn auf eine anständige, aber einfache Art, ohne Stolz und Prunk und mit einer in seiner Lage nicht so leicht zu behauptenden Gleichheit des Gemüths seiner Reichthümer genießen. Mit wie vielen Segnungen hatte ihn der Himmel überschüttet! Im Ueberfluß von zeitlichen Gütern, im allgemeinen Ruf der Rechtlichkeit und Biederheit, im Besitz des Vertrauens von ganz Europa und eines Credits ohne Grenzen, umgeben von sechs wohlgearteten Kindern, Gatte einer sanften und verständigen Frau, die eben so sehr durch ihre liebenswürdigen Naturgaben als durch ihre ungekünstelte Sittsamkeit und Bescheidenheit, einnahm, und treffliche Gattin, treffliche Mutter, kurz eine Frau war, an der selbst der Neid nichts zu tadeln fand,

Che non trova l' invidia ove l'emende, (Ariost.)

was mangelte noch einem von allen Seiten so glücklichen Manne? Ich habe ihn auf dem Blutgerüst umkommen gesehn, ohne irgend ein Verbrechen begangen zu haben, als daß er reich war und zu den vielen Redlichen gehörte, die ein verworfner Bösewicht dem Tode überlieferte. Damals ahndeten wir diese unglückschwangre Periode nicht; ich hielt mich für so glücklich! Mein Landhaus hatte für mich im Sommer noch mehr Reize, als die Stadt für mich während des Winters gehabt hatte. Eine erlesene, nach dem Wunsch meiner Frau gewählte Gesellschaft brachte immer neue

Abwechselungen in unsre Muße, und erhöhete durch ihren Mitgenuß die reichen Spenden, die das Spalier, der Obstgarten, der Rebenhügel, die Gemüsbeete in Früchten aller Jahrszeiten auf unsern Tisch lieferten, und die oft ein mäßiges Mittagsmahl in ein köstliches Festmahl umwandelten.

Unschuldige Freude, Vertrauen, Sicherheit, eine Freiheit im Denken, deren Grenzen man kannte und die nie gemißbraucht wurde, herrschten an unserm Tisch.

Soll ich euch alle die Gäste nennen, welche die Freundschaft um ihn versammelte? Raynal, den liebevollsten, den belebtesten der Greise; Silesia, den Genfer Philosoph, der mit Vauvenargue so viel Aehnliches hatte; Barthélemi, der uns auf unsern Spatziergängen an die des Plato mit seinen Schülern erinnerte; Carbüry, durch die reichen Schätze seines Geistes und seiner Kenntnisse der Mann aller Zeiten und aller Länder; Boismont, ächter Franzose, in seinen Sitten, aber Original durch den Contrast seiner angenehmen Unterhaltungsgabe und seiner Talente für die Kanzel; Maury, der sich mehr darin gefiel, uns durch eine lustige Geschichte zu ergötzen, als durch seine Beredsamkeit in Bewunderung zu setzen, und uns die Ueberlegenheit seines Geistes vergessen ließ, um sich nur als liebenswürdiger Gesellschafter zu zeigen; Godard, der eine nicht minder reichhaltige Ader eines heitern und geistreichen

Humors besaß; de Seze, der unsere Unterhaltungen bald noch reizender belebte.

„Wir sind allzu glücklich,“ sagte meine Frau zu mir; „es steht uns irgend ein Unglück bevor.“ Sie hatte wohl Recht! Lernet daraus, meine Kinder, wie nahe in allen Lagen des Lebens der Schmerz an die Freude grenzt.

Eure gute gefühlvolle Mutter hatte das dritte ihrer Kinder gestillt. Es war schön, voll Leben und Gesundheit; wir dachten nun nichts mehr befürchten zu dürfen, es nur wachsen und noch schöner werden zu sehn, als es plötzlich von einem tödtlichen Nervenschlag getroffen wurde. Vergebens bot Bouvard alle Kräfte seiner Kunst auf, nichts konnte es aus seiner Starrheit reißen. Es hatte die Augen offen; Bouvard bemerkte, daß die Pupille sich erweitert hatte, er fuhr mit einem Licht an ihr vorbei, Auge und Augenlied blieben unbewillig. „Ach,“ sagte er, „die Sehe ist gelähmt, die Materie hat sich im Gehirn gesetzt; es ist nicht zu retten.“ Der gute Alte weinte bei diesen Worten; er fühlte den Schlag, den er dem Vaterherzen versetzte.

Gern hätte ich in diesem schmerzlichen Augenblick die Mutter entfernt; aber knieend am Lager ihres Kindes, mit überströmenden Augen, die Arme zum Himmel gehoben, bat sie mich, sie bei ihm zu lassen, und wenigstens seinen letzten Hauch aufzufangen. Und als es nun verschied, wie verdoppelten sich ihre Thränen, ihr Schluchzen, ihr Wehklagen. Von meinem Schmerz sage ich euch nichts,

ich kann nur an den ihrigen denken. Er war so tief, daß sie noch nach Jahren nicht die Kraft hatte, den Gegenstand desselben nennen zu hören. Sprach sie selbst von jener Periode, so geschah es nur in Umschreibungen: seit meinem Unglück," sagte sie, ohne die Worte: seit dem Tode meines Kindes, über die Zunge bringen zu können.

Womit hätte ich in der Niedergeschlagenheit meines Geistes und meines Gemüths mich beschäftigen können, als mit Vorstellungen, die der mütterlichen und ehelichen Liebe verwandt waren? Das Herz von diesen Empfindungen voll, deren rührendes Vorbild ich vor mir sah, entstand in mir die Idee zu der Oper Penelope. Der Stoff zog mich an, und je mehr ich über ihn nachdachte, je mehr fandich, daß er sich für große Effekte von Seiten der Bearbeitung und der Musik eignete.

Ich schrieb in dem Feuer der Illusion, deren ein so rührender Stoff fähig ist; aber diese Illusion täuschte mich. Ich glaubte, die Treue der ehelichen Liebe würde auf der Bühne eben so viel Interesse haben, als ihre Trunkenheit und Verzweiflung in der Rolle der Dido; ich dachte mir einen Stoff, der durchgehends aus Situationen, Tableaux's und theatralischen Effekten bestand, in der Darstellung so ausgeführt, wie er vor meiner Phantasie schwebte, und die Schicklichkeiten, die Wahrscheinlichkeiten, die Würde der Handlung so sorgfältig beobachtet, wie sie von mir einem unverständigen Decoristen und

eben so ungeschickten Schauspielern vorgezeichnet waren. Von Allem geschah das Gegentheil; in den anziehendsten Momenten ging alle Täuschung verloren, und Piccini's schöne Musik verfehlte fast alle Wirkung. So sehr auch die Saint-Huberti, als Penelope gleich bewundernswerth wie als Dido, sie hob, und so lauten Beifall sie auch, während sie auf der Bühne war, einerntete, ward sie doch von den Mitspielern so schlecht unterstützt, daß die Oper weder bei Hofe noch in Paris das Glück machte, womit ich mir geschmeichelt hatte: und die Schuld lag an mir. Ich mußte voraus sehen, von welchen unverständigen Menschen ich das Glück eines solchen Werkes abhängen ließ, und nach dem, was ich bereits bei Zemire und Azor erfahren, nicht darauf rechnen.

Mit dem Stoff zu einer komischen Oper, die ich mit Piccini für das Italiänische Theater verfertigte, glückte mir die Wahl nicht besser, und ich begreife jetzt kaum, wie ich mich von einem Stoff wie der erwachte Schläfer, der in der tausend und einen Nacht belustigend seyn konnte, aber nichts eigentlich Komisches hatte, konnte verführen lassen; denn das ächte Komische besteht darin, daß eine lächerliche Person angeführt wird, und Assan ist dieß im mindesten nicht.

Ueberhaupt auch muß ein Schriftsteller, dessen Stücke Beifall gefunden haben, sich auf ein strengeres und schwerer zu befriedigendes Publikum gefaßt halten. Dieß hatte ich nicht genug bedacht; ich ward zuversichtlicher statt mißtrauischer zu wer-

den, und meine Eitelkeit auf der Bühne gehörig bestraft.

In den öffentlichen Sitzungen der französischen Akademie, wo ich nicht um Beifallsbezeigungen buhlte, und nur auftrat, um die Pflichten meiner Stelle zu erfüllen oder Abwesende zu vertreten, fand ich mehr Nachsicht. Meine eigenen Arbeiten, die ich zuweilen las, hatten, wenn auch nichts Glänzendes, doch auch nichts Prunkendes; sie waren die Frucht meines Studirens und meiner Bemerkungen über den Geschmack, die Sprache, die Eigenheiten des Sprachgebrauchs, den Styl, die Beredsamkeit; Alles Gegenstände, die sich für den Geist eines akademischen und an uns gewöhnten Auditoriums eigneten. Auch waren meine Zuhörer mir geneigt, und ich glaubte unter ihnen mich im Kreis meiner Freunde zu sehen.

Diese Gunst, die ich in den öffentlichen Sitzungen genoß, verbunden mit der Befolgung der Statuten, über die ich in den geschloßnen ohne alle Partheilichkeit hielt, gaben mir in der Akademie einiges Gewicht und keinen unbedeutenden Einfluß. Die Mitglieder vom geistlichen Stande wußten mir Dank für die Achtung, die man ihnen erwies; die vom hohen Adel waren mit den eingeführten Ehrerbietungsbezeigungen, worin ich mit meinem Beispiel den übrigen vorging, nicht weniger zufrieden; und die aus der gelehrten Classe kannten meinen Eifer für die akademische Gleichheit hinlänglich, um mir die Aufrechthaltung derselben, falls sie Jemand aus den Augen

gesetzt hätte, zu überlassen. Mehrere sogar, überzeugt, daß ich nur nach dem Besten der Akademie strebte, zogen mich bei den Wahlen zu Rath, um ihre Stimme mit der meinigen zu vereinen. So hatte ich, ohne Ehrfurcht und Ränke, Einfluß, und ich nutzte ihn wie billig, die Hindernisse zu besiegen, die man der Wahl eines meiner Freunde in den Weg legte.

Der Abbe Maury, schon als junger Mann durch die Lobrede auf den heil. Ludwig vor der französischen Akademie, so wie nachmals durch die auf den heil. Augustin in der Versammlung der Geistlichkeit bekannt, und bald darauf als berühmter Kanzlerredner nach Hofe berufen, um zu Versailles während der Advents- und Fastenzeit vor dem Könige zu predigen, hatte allerdings gültige Ansprüche auf einen Platz in der Akademie; auch verhehlte er es nicht, daß dieß der Gegenstand seines Ehrgeizes war.

Jetzt erhob sich gegen ihn das Gemurmel der Verleumdung, und da es zu den Ohren der Akademie gelangen sollte, unterließ man nicht, sich damit gradezu an den Secretär derselben zu wenden. Ich hörte alles Nachtheilige an, was man mir von ihm sagen wollte, und als ich mir Alles recht wohl gemerkt, nahm ich ihn bei Seite. „Sie sind angegriffen," sagte ich zu ihm, „und mir liegt es ob, Sie zu vertheidigen; aber die Waffen gegen Ihre Feinde muß ich von Ihnen selbst erhalten." Jetzt trug ich ihm Punkt für Punkt alle die Beschwerden, die man gegen ihn führte, vor.

Er hörte mich ruhig an, und widerlegte sie dann mit einer Leichtigkeit, die mich in Erstaunen setzte, indem er mir zum Theil die Grundlosigkeit derselben bewies, zum Theil mir die Mittel an die Hand gab, mich selbst von ihr zu überzeugen.

Die einzige Anklage, die er nur im Allgemeinen ablehnte, weil sie selbst unbestimmt war, rührte von einem Mitglied der Akademie her, der ihn der Treulosigkeit und der Heimtücke beschuldigte. Der Ankläger war Laharpe, mit welchem Maury lange in enger Verbindung gestanden hatte.

„Zwar hätte ich das Recht," sagte er, „den Beweis seiner Beschuldigung zu fordern; aber ich erlasse ihm denselben. Ich selbst will es beweisen, daß er mich verleumdet, so bald er sich nur bestimmt erklärt und Thatsachen aufführt. Stellen Sie mich ihm gegen über."

Die Zusammenkunft ward dem Ankläger vorgeschlagen und angenommen. Um aber nicht allein Zeuge und Schiedsrichter zu seyn, bat ich nebst den beiden Partheien mit ihrer Genehmigung zwei der rechtschaffensten und verständigsten Männer, Herrn Thomas und Herrn Gaillard, zu mir.

Ueber Tische ging Alles friedlich und ohne Verletzung des Anstandes zu. Nach Tische traten wir fünf in ein Seitenzimmer. „Meine Herren," nahm ich jetzt das Wort, „Herr von Laharpe glaubt Ursache zu haben, sich über den Herrn Abbe Maury zu beschweren. Dieser läugnet die Beschuldigung ab. Wir wollen sie also selbst hö-

ren. Sprechen Sie, Herr Laharpe, wir werden Sie so wenig unterbrechen, wie nach Ihnen Herrn Maury in seiner Vertheidigung."

Die Beschuldigung war hart. Maury sollte einen Russen zur Verfertigung einer Satyre gegen Laharpe aufgereitzt haben, und zwar in der nehmlichen Zeit, als alle drei mit einander in gesellschaftlicher Verbindung standen. Der Graf von Schuwalof, der einzige Zeuge, auf den Laharpe sich berief, war nach Rußland zurück gekehrt, und da man ihn nicht abhören konnte, auch nicht zu widerlegen.

Dem Abbe Maury blieb daher nichts übrig, als die Anklage an sich zu beleuchten, und aus den Umständen ihren Ungrund zu beweisen. Dieß geschah von ihm mit so viel Ordnung, Bestimmtheit, Klarheit, Geistesgegenwart und einem so treuen Gedächtniß, daß sich nichts dawider aufbringen ließ, und selbst sein in die Enge getriebener Gegner verstummte. Die allgemeine Entscheidung fiel also dahin aus, daß Laharpe dem Abbe Maury nichts vorzuwerfen habe, worauf zwischen ihnen eine scheinbare Aussöhnung erfolgte.

„Ich glaube darum nicht weniger," sagte mir Herr la Harpe, „an das, was mir mein Freund Schuwalof versichert hat." — „Das steht bei Ihnen," erwiederte ich; „aber als Mann von Ehre haben Sie jetzt nicht mehr das Recht, es zu sagen; und auch ohne auf meine Meinung zu sehen, muß der Ausspruch zweier so gerechten und unpartheischen

Männer, wie Thomas und Gaillard, Ihnen den Mund schließen. Mir wenigstens werden Sie, im Fall ich Ihre Beschwerden in Gesellschaften wiederholt hörte, nicht verdenken, wenn ich das Resultat unsrer Zusammenkunft bekannt mache."

Mit derselben Sorgfalt suchte ich die übrigen Beschuldigungen aufzuklären; ich fand sie alle erdichtet, und nicht allein von Beweisen, sondern auch von Wahrscheinlichkeit entblößt. Von nun an erwiederte ich auf alle Anschwärzungen des Abbe's, daß Lob und Tadel, von keinen Gründen unterstützt, nichts als die Niedrigkeit des Schmeichlers oder die Bosheit des Verleumders bewiesen, forderte seine Widersacher auf, Thatsachen beizubringen, die ich nicht zu widerlegen im Stande wäre, und verwandte meinen ganzen Einfluß, durch die Aufnahme in die Akademie ein großes Talent für eine große Verfolgung zu entschädigen. Es gelang mir, und wir wurden seitdem noch innigere Freunde.

Der Abbe Maury hatte in seinem Charakter eine aufbrausende Heftigkeit, die ihm schwer zu zähmen fiel, deren Mäßigung er sich aber von mir gefallen ließ. Die Freimüthigkeit meiner Vorstellungen brachte ihn zuweilen in Hitze, beleidigte ihn aber nie. Sein Gemüth war heftig und sanft, und sein Gefühl eben so gerecht als reizbar.

Einst sagte er mir in seiner ungeduldigen Laune, daß ich das Gewicht, das ich über ihn gewonnen, zu sehr mißbrauchte. "Ich habe," erwiederte ich, "und will über Sie kein andres

Gewicht haben, als welches die Vernunft, beseelt von der Freundschaft, ertheilt, und werde es nie gebrauchen, als um Sie zu hindern, sich selbst zu schaden. Ich kenne die Güte und die Redlichkeit Ihres Herzens, aber ihr Kopf hat zu viel jugendliches Feuer. Ihr Geist ist noch nicht reif, und dieser gährende Saft, dem er seine Stärke verdankt, bedarf der Milderung. Sie wissen, mit welcher Freude ich Alles an Ihnen lobe, was Lob verdient; aber mit derselben Aufrichtigkeit werde ich auch das Tadelnswerthe an Ihnen rügen; selbst die Versüßung einer herben Wahrheit wird mir meine Achtung für Sie verbieten. Nur auf diesen Fuß kann ich Ihr Freund seyn. Steht Ihnen die Bedingung nicht an, so sagen Sie es frei; unsre Freundschaft hat dann ein Ende." Statt aller Antwort umarmte er mich.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr ich fort. „Diese Strenge, die ich mir gegen Sie zur Pflicht mache, muß auch Ihnen gegen mich unverletzlich seyn. Ihre Fehler hängen der Kraft, meine der Schwäche an; die Gediegenheit Ihrer Seele kann der meinigen mehr Stärke und Spannkraft geben; und ich fordre es von Ihnen, daß Sie mir nichts hingehen lassen, was Weichlichkeit und Furchtsamkeit verräth. Auf diese Weise werde ich Ihnen in nöthigen Fällen mit dem Rath der Vorsicht und der Mäßigung, Sie mir mit dem Rath der Entschlossenheit und der Festigkeit an die Hand gehen können." Der Vertrag war gegenseitig, und entfernte die Wolken, die vielleicht

Eigenliebe und Eitelkeit zwischen uns erhoben hätte.

In dem nehmlichen Jahre, in welchem ich das Vergnügen hatte, meinen Freund in die Akademie aufgenommen zu sehen, verlor sie Thomas, einen ihrer berühmtesten Mitglieder und als Mensch und Schriftsteller einer der schätzbarsten Männer.

Die Reinheit und Lauterkeit eines untadeligen Lebens — welch ein Lobspruch, meine Kinder! und wer hat diesen Lobspruch mehr verdient als Thomas? Freilich verdankte er ihn zum Theil seinem Temperament, aber er behauptete ihn auch durch alle Lebensstufen. Mäßig, nüchtern und keusch, gab seine Seele keinem Laster der Weichlichkeit, des Luxus und der Wollust eine Blöße, und ihre Ruhe ward von keiner heftigen Leidenschaft gestört. Von den sinnlichen Genüssen waren ihm nur die unschuldigen bekannt, und auch diese verstattete er sich nur mit großer Zurückhaltung. Die ganze Stärke der Denkkraft der Gefühle hatte sich bei ihm in Liebe zum Wahren, Guten und Edlen und im Streben nach Ruhm conzentrirt. Sie waren der Hebel, die Schwungfeder seiner Seele, der Brennpunkt seiner Beredsamkeit.

Er lebte in der großen Welt, ohne sich frivolen Geschmacksneigungen und leeren Zeitverkürzungen hinzugeben; an Andern schonte er jede Schwäche, er selbst besaß keine. Empfänglich für die Freundschaft, deren Bande er liebte, deren Fesseln er aber scheuete, war er voll zarter Aufmerksamkeit für seine Freunde; sie erheiterten

ihm seine Erholungsstunden, konnten ihn aber nicht seinen Studien und Arbeiten entziehn, und eine stille Einsamkeit hatte für ihn Reize, die er ihrem Umgang nicht selten vorzog. Er ließ sich von ihnen lieben, und in welchem Maaße sie wollten, aber seine Liebe zu ihnen hatte ihre gemeßnen Schranken.

In den allgemeinen Unterhaltungen schien er schüchtern, ob er gleich nur im Grunde gleichgültig gegen sie war; selten fesselte sie seine Aufmerksamkeit. Aber unter vier Augen, oder in einem kleinen Zirkel, wenn man ihn über Gegenstände, welchen er sein Nachdenken gewidmet hatte, das Wort ließ, riß die Erhabenheit und die Fülle seiner Ideen, so wie die Würde seines Ausdrucks zur Bewunderung hin. Unter dem Schwarm verdunkelte er sich, und sein Geist schien sich dann in sich selbst zurück zu ziehn. Er lächelte wohl zu den leichten Spielen des Witzes, aber nie brachten sie ihn zum Lachen. Die Weiber betrachtete er nur als kalter Beobachter, wie ein Botaniker die Blüthen einer Pflanze, nie als Liebhaber der Grazie und der Schönheit. Auch sagten die Weiber von ihm, daß sein Lob ihnen weniger schmeichle als Rousseau's feurige und leidenschaftliche Schmähungen.

Thomas war aus Temperament und aus Grundsätzen ein Stoiker, dessen Entsagungskraft es nur an den stärksten Probestellungen fehlte. Er wäre, glaube ich, ein Rutilius in der Verbannung, ein Thraseas oder ein Seranus unter Ti-

ber, mehr als Seneca unter Nero, ein Marc-Aurel auf dem Throne gewesen. Aber in den ruhigen Zeiten, unter den gemäßigten Regierungen, in welche sein Leben fiel, versagte ihm das Schicksal glänzende Begünstigungen und ausgezeichneten Druck. Seine Weisheit und seine Bescheidenheit hatte sich gegen keine Verführungen des Glücks zu schützen, seine Beständigkeit keine Prüfung des Mißgeschicks zu bestehn. Frei von den Sorgen, welchen man sich aussetzt, wenn man Gatte und Vater wird, war er auch von dieser Seite vor den härtesten Erprobungen der Standhaftigkeit gesichert. Vereinzelt, so sehr es Jemand im gesellschaflichen Stande seyn kann, hatte er selbst nicht einen Feind, der seines Zornes würdig gewesen wäre.

Nur aus seinen Schriften kann man daher einen hohen Begriff von seinem Charakter schöpfen. In ihnen findet man das Gepräge eines redlichen Herzens, einer erhabnen Denkart, Gerechtigkeitsliebe, den Muth der Wahrheit und die Beredsamkeit der Tugend.

Die französische Akademie legte den Grund zu seinem Ruf durch dir Preisausstellung für die besten Lobreden auf große Männer. In diesem Fache war er unerreichbar; in der Lobrede des Marc-Aurel übertraf er sich selbst; in allen bezeichneten seine Ideen Tiefe und Erhabenheit. Umfassender und eindringender hat nie ein Redner seinen Gegenstand behandelt. Bevor er seine Arbeit anfing, machte er sich mit dem Geschäft, dem Amt,

der Kunst, worin sein Held sich hervor gehoben, bekannt; und auf diese Weise pries er Moriz von Sachsen als Kriegsverständiger, Dügüai-Trouin als Seemann, Descartes als Physiker, d'Agüessau als Rechtsgelehrter, Sülly als Staatsmann, Marc-Aurel als philosophischer Moralist, weise wie Apollonius und Marc-Aurel selbst. So verfertigte er, indem er einen bloßen Vorbericht zu diesen Lobredeu schreiben wollte, unter dem Namen eines Versuchs, einen sehr durchdachten und gelehrten Traktat, worin er die Lobreden aller Zeiten in Hinsicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit nach den Sitten ihres Zeitalters und dem Genie ihrer Verfasser würdigt.

Es konnte fast nicht fehlen, daß eine beständige Spannung und eine eintönige Erhabenheit hervorstechende Flecken an seinen Werken seyn mußten. Es fehlte seiner Beredsamkeit jener Zauber, den Fenelon und Massillon ihrer Prose, Virgil und Racine ihren Gedichten zu geben wußten: der Ausstrom eines gefühlvollen Herzens und das Interesse, das er verbreitet. Sein Styl war ernst, gewichtig, aber keinesweges einschmeichelnd. Man bewunderte an ihm alle Züge männlicher Schönheit; einige von den ihrigen hätten die Weiber zu ihnen noch hinzu gewünscht. An Hoheit und Würde fehlte es ihm nicht, wohl aber an Abwechselung, Leichtigkeit und gefälliger Biegsamkeit; man bewunderte ihn auf Augenblicke, aber auf die Länge ward er ermüdend. Vorzüglich machte man ihm den Vorwurf, daß er seinen

Gegenstand erschöpfe, und dem Leser nichts zu denken übrig lasse; was bei ihm vielleicht ein Mangel an Geschmack und Feinheit war, zugleich aber auch von einer seltnen Fülle von Ideen zeugte.

Zu einer Zeit, da ich selbst eines strengen und aufrichtigen Beurtheilers so sehr bedurfte, hatte Thomas mich zu dem seinigen gewählt. Ich lobte ihn aus vollem Herzen und oft mit Entzücken, aber ich verhehlte es ihm auch nicht, daß ich seiner Schreibart mehr Veränderung und weniger Einförmigkeit wünschte. „Sie schlagen nur Eine Saite an," sagte ich zu ihm, „die freilich herrliche Töne gibt, aber sind sie auch abwechselnd genug?" Er hörte mir mit einer traurigen und bescheidnen Miene zu, und sagte sich vielleicht im Stillen, daß meine Critik gegründet wäre. Aber die Strenge seiner Sitten war auch in seine Beredsamkeit übergegangen; er hätte gefürchtet, sie unmännlicher zu machen, wenn er ihr mehr Geschmeidigkeit gegeben hätte.

An meinen Vorstellungen lag es nicht, daß er den Jahren, die er auf das Gedicht: Peter der Große, verwendete, keine nützlichere Bestimmung gab. Ich zeigte ihm einleuchtend, daß es dem Stoff an Einheit und Interesse von Seiten der Handlung fehlte, und berief mich auf alle Muster der Epopée. „Homer," sagte ich, „besingt den Zorn des Achilles in der Iliade, die Rückkehr des Ulysses nach Ithaka in der Odyssee; Virgil die Gründung des römischen Reichs; Tasso

die Befreiung von Jerusalem, Milton den Fall des ersten Menschen, Voltaire die Eroberung von Frankreich durch Heinrich von Bourbon, Erbe von Valois. Und was besingen Sie? Welche Begebenheit, welche Haupthandlung schließt Ihre Gemälde? Sie erzählen die Reisen des Zaars, seine Kriege mit Carl XII, den Ungehorsam und den Tod seines Sohnes, die Vernichtung der Partheien in seinen Staaten, die Herstellung der Disciplin in seinen Armeen, die Verpflanzung der Künste und Wissenschaften in seine Staaten, die Gründung von Petersburg am baltischen Meer; Alles Materialien zu einem historischen Gedicht, zu einem beredten Elogium; aber den einfachen Gegenstand zu einem epischen Gedicht vermisse ich." Er räumte ein, daß auf meinen Einwurf nichts zu antworten sey; indessen eigne sich der Stoff, meinte er, wenn auch nicht zur Knüpfung und Auflösung einer dramatischen Handlung, doch zur Schilderung eines ausgezeichneten Charakters. Noch ehe er mich befragte, hatte er bereits vier Gesänge über die Reisen des Zaars in Holland, England, Frankreich und Italien gedichtet. Es war eine prachtvolle Vorhalle voll erhabnen Schönheiten; er hoffte, das Gebäude zu vollenden, sah aber endlich die Unmöglichkeit ein, und äußerte mir nach neun Jahren sein Bedauern, daß er meinen Rath nicht befolgt und sein Unternehmen aufgegeben hätte.

Besser als irgend einem wäre ihm dagegen seine Idee gelungen, die Geschichte von Frankreich

im Geschmack von Bossuets Abhandlungen über die allgemeine Weltgeschichte zu bearbeiten. Ohne wie dieser den Vortheil zu haben, den Begebenheiten in einer höhern Ordnung der Dinge eine heimnißvolle Kette zu geben, und ohne sich aus der politischen und moralischen Sphäre zu entfernen, würde aus ihr heilsame Lehren und wichtige Resultate geschöpft haben.

Thomas hinterließ mehr eine hohe Meinung von seinen Talenten als einen glänzenden Ruf; man muß ihn mehr zu den berühmten als zu den gefeierten Schriftstellern rechnen. Die Weiber tragen wesentlich zur Celebrität bei, und diese hatte er nicht für sich.

Noch in demselben Jahre, als Thomas starb, ward mir die Tröstung, den Abbe Morellet in ihr aufgenommen zu sehn, zwar mit minder schimmernden, doch eben so gegründeten Ansprüchen wie Maury. Vertraut mit der klassischen Literatur und voll seltnen Kenntnissen über gemeinnützige Gegenstände, hatte er sich in wissenschaftlichen Werken eben so sehr durch einen hellen und treffenden Blick, durch gründliche Ansichten und strenge Schlußfolge, als durch einen reinen und männlichen Styl ausgezeichnet. Auch durch Werke des Witzes vom besten Ton, vom feinen Geschmack und reich an attischem Salz hatte er sich bekannt gemacht. Lucian, Rabelais und Swift hatten ihn den Spott und die Ironie zu handhaben gelehrt, und ihr Schüler war ihr Rival geworden. So hatte ich das Vergnügen, meine liebsten Freunde

mir zur Seite, und die Stelle derer in der Akade-
mie ausfüllen zu sehn, die ich von Jahr zu Jahr
verlor.

Indem ich so Viele aus dem Gelehrtenstande
nach und nach ins Reich der Schatten wandern
sah, drängte sich mir der Gedanke auf, daß auch
ich ihnen bald folgen könnte, und daß es Zeit sey,
an mein literarisches Vermächtniß zu denken, und
aus meinen Werken eine Auswahl treffen, die ich
auf die Nachwelt zu bringen wünschte. Auf diese
Weise entstand die Sammlung meiner Schriften.
Ich habe in den Vorreden zu ihnen mich hinläng-
lich über sie erklärt; hier will ich nur noch die
besondre Veranlassung und die Absicht einiger von
ihnen anzeigen.

D'Alembert hatte als Secretär der Akademie
es sich äußerst angelegen seyn lassen, die öffentli-
chen Sitzungen sowohl, als die geschloßnen, wel-
chen fürstliche Personen beiwohnten, interessant
zu machen, wozu keiner aus eignen Mitteln mehr
beitrug, als er selbst. Gleichwohl konnte er mit
ihnen zuweilen nicht ausreichen, und es machte
ihm einen wahren Kummer, sich so verlassen zu
sehen. Er nahm dann seine Zuflucht zu mir, be-
klagte sich über die Nachlässigkeit so vieler Mit-
glieder der gelehrten Classe, und beschwor mich,
ihn in der Aufrechthaltung der akademischen Ehre
zu unterstützen.

In solchen dringenden Fällen verfaßte ich
poetische oder prosaische Aufsätze, die ich den Um-
ständen anpaßte, z. B. die drei Versuche in Ver-

sen über die Beredsamkeit, über die Geschichte, über die Hoffnung des Nachruhms. Der letzte, bei der Aufnahme von Dûcis, Voltaire's Nachfolger, gelesen, hatte das Verdienst, daß es ein Wort zur rechten Zeit war, und machte auf die Versammlung einen lebhaften Eindruck.

Von den prosaischen Abhandlungen, die ich vorlas, schien die Lobrede auf Colardeau bei Laharpe's Aufnahme den meisten Beifall zu finden. Noch schmeichelhafter war für mich die günstige Aufnahme, die meine Skizze einer Lobrede auf d' Alembert und das kleine Gedicht auf die heldenmüthige Selbstopferung und den Tod Leopolds von Braunschweig erhielt. Es sey mir verstattet, hier etwas umständlicher zu seyn, um die Art, wie ich mich benahm, ins Licht zu setzen.

Tief gerührt von dem ächt menschlichen Heldentode des jungen Prinzen, hatte der Graf von Artois auf das würdigste Lobgedicht dieser edlen That den Preis von hundert Thalern gesetzt.

Ich war damals beständiger Secretär der Akademie, und durfte, da ich zu den Kampfrichtern gehörte, nicht als Mitbewerber auftreten. Da es sich aber nicht selten traf, daß selbst der Preis in der Poesie, wo der Stoff der eigenen Wahl des Dichters überlassen blieb, Niemanden zuerkannt werden konnte, so besorgte ich einigermaßen, bei einem so erhabenen Gegenstande möchte dieß um so leichter der Fall seyn; und dann, welche Schande, welche Demüthigung für die französi-

sche Literatur, welch ein herbes Geständniß für die Akademie vor den Augen von ganz Europa, daß ein so schöner Kranz unerrungen geblieben wäre!

Herz und Kopf voll von der Erhabenheit des Gegenstandes, konnte ich dem Triebe nicht widerstehen, ihn selbst zu bearbeiten, fest jedoch entschlossen, meine Arbeit nur in dem Fall zu zeigen, wenn es entschieden wäre, daß kein Andrer den Preis davon getragen.

Ich legte also alle eingelaufenen Gedichte der Akademie vor; sie wurden sämmtlich verworfen. Jetzt erst, da ich auf allen Gesichtern den Verdruß las, daß der edelste Heroismus keinen würdigen Sänger gefunden hätte, vertraute ich der Akademie meinen Versuch, ohne auf den Preis Anspruch zu machen. Er hatte das Glück, ihren Beifall zu erhalten, und der Graf von Artois, dem man die Preisverfehlung zu melden nicht umhin konnte, erfuhr zu gleicher Zeit die Bemühung eines ihrer Mitglieder, ihr abzuhelfen. Der Prinz ließ für das folgende Jahr den Preis von neuem aussetzen, verlangte aber mein Werk zu sehen, und erlaubte mir, es dem regierenden Herzog von Braunschweig zu übersenden.

Einige Tage darauf ließ mir der Graf von Artois durch Herrn von Vaudreuil sagen, daß eine sehr reiche goldne Dose mir bestimmt wäre. Ich ließ ihm zurück sagen, daß ich zwar bei jeder andern Veranlassung ein Geschenk von dem Bruder des Königs mit Ehrerbietung annehmen wür-

de, bei dieser aber mich durchaus nicht dazu verstehen könnte, wenn ich mir nicht den Verdacht zuziehen wollte, nach einer Belohnung geangelt zu haben; daß diese reiche Dose immer doch, wenn gleich unter einer andern Gestalt, eine Art von Preis wäre; daß ich aber, falls der Prinz die Güte hätte, mir eine Dose von bloßem Carton mit seinem Bildnisse zu schenken, sie als ein theures Andenken aufbewahren würde; jede andre aber müßte ich ausschlagen. Herr von Vaudreuil versuchte mich umzustimmen, sah aber bald, daß seine Bemühungen fruchtlos waren.

„Marmontel," sagte der Prinz zu ihm, als dieser ihm meine Antwort brachte, „sieht nur auf das, was der Wohlstand von ihm fordert; mir aber geziemt es nicht, ihm ein ärmliches Geschenk zu machen. — Wohlan," fuhr er fort, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen, „ich will ihm mein Bildniß im Großen geben." Sein Kammerherr, der Bailli von Crüssol, erhielt den Auftrag, eine schöne Copie davon für mich verfertigen zu lassen, und der Rahmen ward mit Emblemen, die für mich sehr schmeichelhaft waren, ausgeziert.

Auch der Herzog von Braunschweig nahm meine Huldigung nicht weniger gütig auf; und erwiederte sie mit einem eigenhändigen äußerst verbindlichen Schreiben, dem zwei goldene zum Gedächtniß seines edlen Bruders geprägte Medaillen beigelegt waren.

Meine Frau war jetzt zum viertenmal schwanger, und wir sahen die Nothwendigkeit ein, eine eigne Haushaltung anzufangen. Da jedoch die Trennung mit voller Genehmigung ihrer Onkeln und ihrer Tante geschah, so blieben wir so viel möglich in ihrer Nähe. Meine Frau war nicht unempfindlich gegen die Annehmlichkeit, unsrer Wirthschaft selbst vorzustehn, und mir, ich gestehe es, mein völlig unabhängiges Verhältniß zu Herrn Morellet eine große Erleichterung; er selbst fühlte sich dadurch gegen mich noch mehr von allem Zwange entbunden. Er hatte eine andre Nichte, jung, liebenswürdig, voll Geist und Talent zu sich genommen, der meiner Frau ihre Zimmer abtrat. So ging denn Alles in dem besten Vernehmen zu.

Noch angenehmer ward uns unsre neue Lage durch das gemächliche Auskommen, das wir der Vermehrung meiner Einkünfte verdankten. Den ziemlich beträchtlichen, wenn gleich ungewissen Ertrag meiner literarischen Arbeit ungerechnet, brachte mir das Secretariat bei der Akademie, verbunden mit der Stelle eines Historiographen der königlichen Gebäude, die mir mein Freund, Herr d' Angiviller nach Thomas Tode verschafft hatte, jährlich tausend Thaler ein. Mein unausgesetztes Erscheinen in der Akademie verdoppelte mein Präsenzrecht. Nach Thomas Tode bezog ich die Hälfte der Pension von zwei tausend Livres, die er gehabt hatte, und die nun zwischen Gaillard und mir getheilt wurde, so wie schon vorher die von

Batteux nach dessen Tode getheilt worden war. Meine Wohnungen als Secretär der Akademie in Louvre und als Historiograph von Frankreich zu Versailles, die ich freiwillig abgetreten, lieferten mir einen Ertrag von achtzehn hundert Livres. Für die Redaktion des Mercûre zog ich jährlich tausend Thaler. Meine Fonds in der Handlungs-Entreprise nach St. Maurice waren vortheilhaft angelegt; die in der Octroys der Stadt Lyon, so wie die, welche ich in andern öffentlichen Cassen niedergelegt, brachten mir die gesetzmäßigen Zinsen ein. Ich konnte also zu Paris wie auf dem Lande ein angenehmes Leben führen, und von jetzt an bestritt ich allein die Kosten von Grignon. Meine Schwiegermutter, die Cousine meiner Frau und ihre Onkel fanden daselbst ihre Zimmer bereit, so oft sie kommen wollten, waren aber meine Gäste.

Ich schaffte mir jetzt auch einen Wagen an, der mich dreimal die Woche in einer halben Stunde von meinem Landgut nach dem Louvre zu den Sitzungen der Akademie und von dort wieder nach Grignon brachte.

Von dieser Zeit an bis zum Ausbruche der Revolution hatte unser häusliches und gesellschaftliches Leben für uns unbeschreiblich viel Angenehmes. Meine Frau war von ihrem vierten Kinde glücklich entbunden; Herr und Frau von Angiviller hatten es sich zum Fest gemacht, es über die Taufe zu halten, und uns bei dieser Gelegenheit die leb-

haftesten Beweise ihrer Freundschaft gegeben. Ihr kleiner Pathe, Charles, ward ihnen so lieb, als als wäre es ihr eignes Kind.

Bald waren wir so glücklich, in Herrn und Mad. de Seze einen sehr erfreulichen Zuwachs unsers gesellschaftlichen Zirkels zu gewinnen. Ihre liebenswürdige Unbefangenheit machte meiner Frau den Umgang mit ihr ungemein anziehend; auch faßten beide zu einander die innige Zuneigung, die aus dem Einklang zweier guten und schönen Seelen entspringt. Einen angenehmern Gesellschafter als Herr de Seze, konnte man sich nicht wünschen. Witz vereint mit heiterm, ungekünsteltem Humor; eine natürliche Beredsamkeit, die selbst in der gewöhnlichsten Unterhaltung aus innrer und reicher Quelle floß; eine schnelltreffende Richtigkeit der Gedanken und des Ausdrucks, die in jedem Moment wie inspirirt scheint, und zu dem Allen noch ein offnes, gefühlvolles Herz voll Güte und Redlichkeit: dieß waren die Eigenschaften, deren Verein in einem Freunde ich seit Maury's Entfernung so lange vermißte, und den ich in der Nähe unsers Gutes wieder traf.

Um von Brevane, wo de Seze den Sommer über in ländlicher Ruhe lebte, nach Grignon zu kommen, brauchte man bloß über die Seine und die Ebene, welche von ihr benetzt wird, zu gehen; unsre kleinen Besitzungen lagen einander gegen über. Ein junger Mensch, ein geliebter Freund von uns beiden, führte uns auf unsern gegenseiti

gen Wunsch einander zu. Wir sahen uns, fanden Geschmack an einander, und ein Bedürfniß, uns öfterer zu sehen, Einer des Andern Vertrauen zu gewinnen, war der Eindruck, den wir schon aus der ersten Zusammenkunft mitnahmen; und auch in unsrer jetzigen Entfernung ist unsre Anhänglichkeit unverändert geblieben. Mich wenigstens hat in meiner Einsamkeit der Gedanke an ihn ganz vorzüglich beschäftigt. De Seze gehört zu den seltenen Männern, von welchen man sagen kann: wer ihn noch nicht geliebt, muß ihn lieben; wer ihn einmal liebt, liebt ihn auf immer. Cras amet, qui numquam amavit; qui jam amavit, cras amet. (Catul.)

Jener junge Mann, der uns mit einander bekannt machte, war Laborie, bekannt schon in seinem neunzehnten Jahre durch Werke, die man ohne Bedenken einem gereiften Geist und Geschmack zugeschrieben hätte; gleichfalls ein neuer Freund von uns, der aus freiem Antriebe seines guten gefühlvollen Herzens mir seine Freundschaft angeboten, und bald meine Achtung und Liebe besaß.

Diesem liebenswürdigen und glücklichen Charakter ist es ein stetes und leidenschaftliches Bedürfniß, Andern nützlich zu seyn. Voll guten Willen, wo ihm seine Dienstfertigkeit gut angewendet scheint, ist seine Thätigkeit eben so schnell in der Ausführung, als sein Gedanke in der Erfindung der Mittel. So haushälterisch, wie ihn, habe ich niemand mit der Zeit umgehen sehen; er theilt sie zu Minuten ein, und jeder Augenblick

wird nützlich verwandt, doch öfterer noch für Andere, als für sich selbst.

Die Veränderungen im Ministerium brachten mir auch noch einige Verbesserungen meiner Umstände ein.

Die Besoldung eines Historiographen von Frankreich war, ich weiß nicht durch welche Knauserei, von tausend Thalern auf achtzehn hundert Livres herunter gesetzt. Der General-Controleur d'Ormesson fand es billig, sie wieder auf den ehemaligen Fuß zu setzen.

Bekanntlich zeigte Herr von Calonne beim Antritt seines Ministeriums eine entschiedene Verachtung für kleinliche Sparsamkeit. Besonders wollte er die Arbeiten der Gelehrten anständig belohnt wissen. Als beständigen Secretär der Akademie ließ er mich zu sich rufen. Nach einigen Bezeigungen seines guten Willens für die französische Akademie fragte er mich, ob für sie wie für die Akademie der Wissenschaften und die der schönen Wissenschaften Pensionen ausgesetzt wären — ich verneinte es; wie hoch sich für die fleißig erscheinenden Mitglieder die Präsenzgelder belaufen könnten — ich antwortete: nicht über acht oder neun hundert Livres, da der Jeton nur zu dreißig Sous gerechnet würde; er versprach mir den Werth desselben zu verdoppeln. Er wollte sodann wissen, wie hoch sich das Gehalt des Secretärs beliefe; zwölf hundert Livres, war meine Antwort. Er fand das zu wenig. Die Folge dieser Unterhaltung war, daß er eine Erhöhung des Jetons-

Werths auf drei Livres und der Besoldung des Secretärs auf tausend Thaler beim Könige auswirkte. Ich konnte jetzt meine Einkünfte aus der Akademie jährlich zu vier tausend und fünf bis sechs hundert Livres rechnen.

Unter dem Ministerium des Siegelbewahrers, Herrn von Lamoignon, winkten mir neue Hoffnungen. Die Veranlassung war folgende.

Zu den Entwürfen dieses Ministers gehörte die Verbesserung und Emporbringung des öffentlichen Unterrichts. Da er aber selbst nicht die erforderlichen Kenntnisse besaß, um einen seinen Absichten genügenden Plan zu entwerfen, so zog er den Abbe Maury, für welchen er viel Achtung und Freundschaft hegte, zu Rath. Da dieser in einem Fache, dem er sich nicht besonders gewidmet hatte, sich nicht genug zutraute, so rieth er ihm, sich an mich zu wenden, und ich ward durch den Abbe zu ihm eingeladen. Aus unserer Unterhaltung sah ich nun wohl, daß er als Staatsmann im Großen und im Allgemeinen seine Idee überschauete; nur mit den Schwierigkeiten, den Hülfsmitteln und dem Detail war er nicht vertraut. Um uns beide zu überzeugen, daß ich seinen Plan gehörig gefaßt hätte, erbat ich mir die Erlaubniß, ihn in einem schriftlichen Aufsatze zu entwickeln, sagte ihm aber zugleich auch, daß mir in den Reformen nichts gefährlicher dünke als das Streben, Alles einzureißen und zu neuern; daß ich viel Achtung für dir alten Einrichtungen hegte; daß ich gern den Lehren der Erfahrung Gehör gäbe, und

daß ich die Mißbräuche, die Irrthümer, die begangenen Fehler als Unkraut unter dem Weitzen betrachtete, dessen Ausrottung einer leichten und behutsamen Hand bedürfe, um der Ernte nicht zu schaden.

Mein Aufsatz zerfiel in acht Hauptartikel: die Vertheilung der Schulen und der Gegenstände des Unterrichts in Gemäßheit des gemeinschaftlichen Nutzens oder der örtlichen Beschaffenheit; die Einrichtung der Schulen und des Unterrichts; die einzuführende Disciplin; die Lehr-Methode; die Verhältnisse zu einander nach den verschiedenen Abstufungen und die genaue Verbindung der äußersten Endpunkte mit dem Mittelpunkt; die Aufmunterungsmittel; die Kenntnisse und die Anstellung derer, welche der Unterricht gebildet hätte.

In dem innern Zusammenhange einer so weitschichtigen Anstalt hatte ich zum Muster das Institut der Jesuiten genommen, in welchem Alles einer einzigen Regel unterworfen, von einer Central-Gewalt bewacht, aufrecht gehalten und regiert, und durch eine allgemeine Triebfeder in Thätigkeit gesetzt wird. Das Schwierigste war, an die Stelle des Bandes einer religiösen Gesellschaft und des ihr eigenthümlichen Geistes, der sie beseelt hatte, ein Motiv des Interesses, eine Druckfeder der Nacheiferung zu setzen, welcher die Freiheit in die Gränzen des Gehorsams zurückführte. Denn die Feststellung der Disciplin sowohl in der Classe der Lehrer, wie in der Classe der Schüler, mußte die Grundlage der ganzen Anstalt seyn. Der Platz,

den Jeder in ihr einnahm, mußte also nicht allein für ihn einen Reiz haben, sondern auch die Perspektive, die Aussichten, die sie ihm öffnete, und um die Ausschließung von höhern Stellen und die Verweisung aus ihnen zu einer Strafe zu machen, mit der Ausdauer in jeder sichre Vortheile fortschreitend verbunden seyn.

Mein Plan ward in allen seinen Theilen genehmigt, und an den aufmunternden Belohnungen, versicherte mich Herr von Lamoignon, sollte nichts gespart werden. „Kein Lehrer, kein Mann von Verdienst," sagte er zu mir, „soll in der Dunkelheit ergrauen, kein im Lauf seiner Studien sich auszeichnende Schüler ohne Anstellung bleiben. Sie versprechen, aus allen Endpunkten des Reichs mich mit dem Kern talentvoller Köpfe bekannt zu machen, und ich verpflichte mich, sie anzustellen. Ich sehe wir verstehen uns," setzte er hinzu, indem er mir die Hand drückte, und werden zu einander stumm; „ich rechne auf Sie, Marmontel, rechnen Sie eben so sehr auf mich und für Zeitlebens."

Da der Abbe Maury mich versichert hatte, daß Herr von Lamoignon ein grader offner Mann sey, so trug ich kein Bedenken, den Vertrag einzugehn. Ich arbeitete nun an der völligen Gesundheit Entwicklung und Ausbildung meines Plans, und glaubte für den Ruhm des Ministers zu arbeiten.

Ich hatte auf dem Lande eine Verbindung

geknüpft, von der ich mir dabei große Aufklärungen versprach.

Mir war das fünfte meiner Kinder, Louis, geboren, und seine Mutter stillte es. Das älteste von den dreien, die mir geblieben, Albert, stand in seinem neunten Jahre, Charles trat in sein fünftes, als ich den Entschluß faßte, sie bei mir erziehen zu lassen; und auf den Ruf, worin das College de Saint-Barbe stand, suchte ich mir dort für sie einen Lehrer, der zu der Disciplin dieses Hauses gebildet wäre, das sich eben so sehr durch die arbeitsame und mäßige Lebensweise seiner Mitglieder als durch die Art, wie die Studien betrieben werden, auszeichnete.

Der treffliche junge Mann, den ich mir dort ausgesucht hatte, und den der Tod mir geraubt hat, Charpentier, pries mir unaufhörlich die Anstalt zu Saint-Barbe. Denn auch darin zeichnete sich dieses Institut aus, daß Alle, welche es verließen, ihm die innigste Liebe bewahrten. Nie sprach er ohne Begeisterung von der Lebensweise, der Disciplin, der Betreibung der Studien, die dort eingeführt wären; nie ohne tiefe Achtung von den Obern des Hauses und den Lehrern, die er dort zurückgelassen. Sie waren seine Freunde; er wünschte, daß ich sie auch zu den meinigen machte. Ich erlaubte ihm, sie zu mir zu führen, und die Herzlichkeit, womit ich sie aufnahm, machte ihnen meinen Landsitz angenehm.

Zu Saint-Barbe gehörte eine ähnliche Anstalt zu Gentilli, einem Dorf nahe bei Grignon.

Die Obern und die Lehrer beider Häuser vereinigten sich oft bei mir zu einem Mittagsmahl. Sie nahmen sämmtlich an den Fortschritten meiner Kinder einen lebhaften Antheil, und waren öffentliche Uebungen zu Gentilli, so wurden meine Kinder eingeladen, und zu den Prüfungen zugelassen. Für sie war dieß ein gutes Beispiel und ein Sporn der Nacheiferung, für mich aber eine Quelle von Bemerkungen und Aufklärungen; denn diesem leichten, regelmäßigen und steten Gange der Studien zu Saint-Barbe mußte eine wirkende Ursache zum Grunde liegen, die denn auch keine andre war und seyn konnte als eine zweckmäßige und feste Organisirung.

Von dieser ließ ich mich nun bis in das kleinste Detail unterrichten, und schon glaubte ich mich durch ihre Kenntnisse in den Stand gesetzt, die Hand an mein Werk zu legen, als plötzlich Herr von Lamoignon aus dem Ministerium entfernt und nach Bavile verwiesen ward.

Bald bemächtigte sich das Interesse der öffentlichen Angelegenheiten und die Besorgniß für das Loos des Staats meines Geistes; mein Privatleben nahm eine andre Gestalt und eine andre Farbe an, die sich nothwendig dem übrigen Theil meiner Memoiren mittheilen muß.

---

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marmontel, Jean François,

Marmontels Leben und Denkwürdigkeiten in dem Zeitraume von 1723 - 1799

Bd.: 3

Leipzig (1805)

Biogr. 738 d-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064921-7